

Andrew Lang

Prinz Ricardo von Pantofflien

(Prince Ricardo of Pantouflia)

Mit Illustrationen von Gordon Browne

Deutsch und mit Erläuterungen versehen von Jörg Karau



Für

Guy Campbell

Mein lieber Guy,

du wolltest mehr über Prinz Prigio wissen, der die Lady Rosalind gewann und den Feuerdrachen und die Remora mit Hilfe seiner Feengeschenke tötete. Hier hast du ein paar seiner späteren Abenteuer und du wirst von dieser Geschichte die Vorteile erkennen, die du durch das Lesen deines Buches erwirbst.

Immer dein

A. Lang

Inhalt

S. 1	Einleitung	
S. 2	Kapitel I	Die Probleme König Prigos
S. 7	Kapitel II	Prinzessin Jaqueline trinkt den Mond
S. 13	Kapitel III	Das Abenteuer der Gewerbetreibenden
S. 18	Kapitel IV	Zwei Standpauken
S. 24	Kapitel V	Prinz Ricardo kreuzt den Pfad der Geschichte
S. 32	Kapitel VI	Ricardos Reue
S. 36	Kapitel VII	Prinz Ricardo und ein alter Feind
S. 43	Kapitel VIII	Der Riese, der nicht weiß, wann er genug hat
S. 49	Kapitel IX	Prigio hat eine Idee
S. 55	Kapitel X	Das Ende
S. 61	Erläuterungen	

Einleitung

(erklärt die Angelegenheiten)

Es gibt vielleicht Kinder, deren Erziehung so vernachlässigt worden ist, daß sie „Prinz Prigio“ nicht gelesen haben. Da diese neue Geschichte von Prinz Prigios Sohn Ricardo handelt, sollt ihr erfahren, daß Prigio das Kind und der Erbe des Königs Grogno von Pantofflien war. Die Feen schenkten dem kleinen Prinzen Gescheitheit, Schönheit, Mut, aber eine böse Fee fügte hinzu: „Du sollst *allzu* gescheit sein.“ Seine Mutter, die Königin, versteckte alle Feengeschenke in einem Schrank – das Schwert der Schärfe, die Sieben-Meilen-Stiefel, die Wunschcappe und viele andere nützliche und herrliche Gaben, an die Ihre Majestät nicht glaubte! Aber nachdem Prinz Prigio allgemein unbeliebt wurde und verlassen worden war, weil er so sehr gescheit und eingebildet war, fand er zufällig alle die Feengeschenke in der alten Turmkammer, in die sie hineingeworfen worden waren. Mit ihnen erlöste er das Land von einem schrecklichen Rotglühenden Biest, genannt Feuerdrache, und zusätzlich zu allen anderen Triumphen heiratete er die gute und schöne Lady Rosalind. Seine Liebe zu ihr lehrte ihn, nicht eingebildet zu sein, obwohl er nicht aufhörte, äußerst gescheit zu sein und gern zu lesen.

Wenn diese neue Geschichte beginnt, ist der Prinz beim Tod König Grognios auf den Thron nachgefolgt und unglücklich über seinen Sohn Ricardo, der nicht gescheit ist und Bücher haßt! Die Geschichte erzählt Ricardos Abenteuer: wie er versuchte, Prinz Charlie zurück nach England zu bringen und wie er scheiterte; wie er mit dem abscheulichen alten Gelben Zwerg verfuhr; wie ihm von der schönen Magierin Prinzessin Jaqueline geholfen wurde; wie sie beide in schreckliche Schwierigkeiten gerieten; wie König Prigio sie rettete; und wie Jaquelines lieber und königlicher Papa entdeckt wurde; mit dem Ende aller dieser Abenteuer. Die Moral der Geschichte wird vom jüngsten Leser leicht entdeckt werden oder wenn nicht, spielt es auch keine Rolle.

Kapitel I

Die Probleme König Prigios

„Ich weiß wirklich nicht, was ich mit dem Jungen machen soll!“ sagte König Prigio von Pantofflien.

„Wenn *du* es nicht weißt, mein Lieber,“ sagte Königin Rosalind, seine erlauchte Gemahlin, „ich kann nicht sehen, was gemacht werden soll. *Du* bist so gescheit.“

Der König und die Königin saßen in der königlichen Bibliothek, deren Regale voll waren von den herrlichsten Feenmärchenbüchern in allen Sprachen, alle König Prigio gleichermaßen geläufig. Die Königin konnte die meisten nicht selbst lesen, aber der König pflegte sie ihr laut vorzulesen. Eine ganze Menge Jahre – tatsächlich siebzehn – waren vergangen, seit Königin Rosalind geheiratet hatte, aber ihr würdet das nicht glauben, wenn ihr sie ansähet. Ihre grauen Augen waren so freundlich und sanft und schön, ihr dunkles Haar so dunkel, und ihr schöner Teint glich einer errötenden weißen Rose wie an dem Tag, als sie eine Braut war. Und sie hatte den König so gern, wie sie ihn als Prinz Prigio hatte, und er hatte sie so gern wie an dem Abend, als er ihr zum ersten Mal auf dem Ball begegnete.

„Nein, ich weiß nicht, was ich mit Dick machen soll,“ sagte der König. Er meinte seinen Sohn Prinz Ricardo, aber privat nannte er ihn Dick. „Ich glaube, es ist die Schuld seiner Erziehung,“ fuhr Seine Majestät fort. „Wir haben ihn nicht richtig aufgezogen. Diese Feenbücher sind der Grund seines herausfordernden Verhaltens,“ und er schaute rings umher auf die Regale. „Nun, als ich ein Junge war, versuchte meine liebe Mutter, mich vom Lesen der Märchenbücher abzuhalten, weil sie nicht an Feen glaubte.“

„Aber sie lag ja falsch,“ sagte die Königin. „Sonst hätte es nicht alle diese Feengeschenke gegeben, die Kappe der Dunkelheit und den ganzen Rest; hättest du niemals das Feuerbiest und das Eisbiest töten können und – du hättest mich niemals heiraten können,“ fügte die Königin mit glücklichem Flüstern hinzu, wobei sie schön errötete, denn das war eine törichte Angewohnheit von ihr.

„Das ist sehr wahr,“ sagte der König, „und deshalb habe ich es für das Beste gehalten, Dick mit Feenbüchern aufzuziehen, damit er weiß, was richtig ist, und keinen Unsinn an sich herankommen läßt. Aber vielleicht ist dies übertrieben worden und jedenfalls ist es kein Erfolg. Ich frage mich, ob Väter und Söhne jemals einander verstehen und gut miteinander auskommen? Da war mein armer Vater Grogno; er wollte, daß ich Abenteuer suchte, wie andere Prinzen gegen Feuerdrachen kämpfte und so fort: und ich machte mir nichts daraus, bis *du* mich dazu gebracht hast,“ und er schaute sehr freundlich auf Ihre Majestät.

„Und nun ist hier Dick,“ fuhr der Monarch fort. „Ich kann ihn nicht zurückhalten. Er ist immer hinter einem Riesen her oder einem Drachen oder einem Magier, je nachdem; bestimmt wird er bei seinem Examen im College durchrasseln. Schlägt nie ein Buch auf. Was kümmert es ihn, hin zu jedem Abenteuer, von dem er gehört hat? Ein nutzloser, unsteter Jüngling! Ach, mein armes Land; wenn ich weg bin, was mögen nicht deine Mißgeschicke unter Ricardo sein!“

Hier seufzte Seine Majestät und schien in Gedanken zu versinken.

„Aber du gehst noch nicht, mein Lieber,“ sagte die Königin. „Du bist ja noch keine vierzig! Und junge Leute werden immer junge Leute sein. Du warst ganz stolz, als der arme Dick mit seinem ersten Paar riesiger Feuervögel nach Hause kam, mit seinem eigenen Schwert erlegt, und mit einer solch hübschen Prinzessin, die er gerettet hatte – die liebe Jaqueline? Sie ist für mich wirklich wie eine Tochter. Ich kann nicht ohne sie sein.“

„Ich wünschte, sie wäre eine Schwiegertochter; ich wünschte, Dick fände Gefallen daran, sie zu heiraten,“ sagte der König. „Ein feineres Mädchen habe ich noch nie gesehen.“

„Und so fähig,“ fügte Königin Rosalind hinzu. „Dieses Mädchen kann sich in alles verwandeln – in eine Maus, eine Fliege, einen Löwen, eine Schubkarre, eine Kirche! Ich habe noch nie solch ein Talent für Magie gekannt. Natürlich hatte sie die *beste* Lehrerin, die Fee Paribanou höchstpersönlich; aber so wenige Mädchen unserer Zeit widmen so viele Stunden dem Üben wie die liebe Jaqueline. Selbst jetzt, wo sie aus dem Schulzimmer heraus ist, übt sie noch ihre Tonleitern. Ich habe gesehen, wie sie gestern abend im Badezimmer die kleine Dollie in einen Fisch und wieder zurück verwandelt hat. Das Kind war begeistert.“

In diesen Zeiten, müßt ihr wissen, lernten Prinzessinnen Magie, genau wie sie heutzutage Klavier lernen; aber sie hatten auch Musikunterricht, Tanzen, Freiübungen und den Gebrauch von Globen.

„Ja, sie ist ein liebes, gutes Mädchen,“ sagte der König, „aber sie sieht melancholisch aus. Ich selbst glaube, daß wenn Ricardo sie bäte, ihn zu heiraten, sie nicht ‚nein‘ sagen würde. Doch das ist nur eines von den Dingen, die ich am meisten an Dick beanstande. Er reist um die Welt, rettet Ladys vor jeglicher Art von Horror – vor Drachen, Riesen, Kannibalen, Magiern; und dann, wenn ein Mädchen natürlich erwartet, mit ihm verheiratet zu werden, wie es üblich ist, fort reitet er! Er hat nicht mehr Herz als eine Flunder. Aber ich in seinem Alter –“

„In seinem Alter, mein Lieber, warst du so hartherzig, daß du geradezu ein Sprichwort warst. Mir wurde sogar erzählt, daß du den Mädchen schrecklich verwirrende Fragen zu stellen pflegtest wie ‚Wer war Cesare Borgia? Was wissen Sie über Edwin und Morcar?‘ und so weiter.“

„Da war ich *dir* noch nicht begegnet,“ sagte der König.

„Und Ricardo ist *ihr* noch nicht begegnet, wer immer sie sein mag. Außerdem kann er nicht alle heiraten. Und ich glaube, ein Mädchen sollte sich glücklich schätzen, wenn sie vor einem Drachen oder Riesen gerettet worden ist, ohne zu erwarten, am nächsten Tag geheiratet zu werden.“

„Mag sein, aber es ist üblich,“ sagte der König, „und ihre Familien erwarten es und schicken ständig Gesandte her, um zu erfahren, welche Absichten Dick hat. Ich hätte nicht so sehr viel dagegen, wenn er die Monster mit seinem eigenen Schwert erledigen würde, wie er es mit dem ersten Paar machte, in fairem Kampf. Aber seit er den Weg in die Kammer gefunden hat, wo die Feengeschenke liegen, ist für ihn alles zu einfach gemacht worden. Es ist eine königliche Straße zum Ruhm, oder Riesentöten einfach gemacht. In seiner Kappe der Verborgenheit kann ihn ein armes Vieh von Drache nicht sehen. In seinen Schuhen der Schnelligkeit können ihn die Riesen nicht erwischen. Sein Schwert der Schärfe würde jede Eiche mit einem Schlag zerspalten!“

„Aber du warst sehr froh über sie, als du das Eisbiest und das Feuerbiest hast gegeneinander kämpfen und sich gegenseitig töten lassen,“ sagte die Königin.

„Ja, meine Liebe, aber es brauchte einigen Scharfsinn, wenn ich es sagen darf, um *das* zu machen, und Dick geht einfach mit aller Gewalt ran; jeder könnte das. Es ist *Intellekt*, was ich bei Dick vermisse. Woher soll ich wissen, ob er einen guten Kampf bestreiten kann ohne alle diese Feensachen? Was treibt denn der junge Schlingel heute? Wie gewöhnlich wird er zu spät zum Dinner kommen, vermute ich. Unpünktlichkeit bei Mahlzeiten kann ich nicht ertragen,“ bemerkte Seine Majestät, was ein Zeichen dafür ist, daß er also doch alt wurde, denn wo ist der Spaß, wenn von einem erwartet wird, zum Essen pünktlich zu Hause zu sein, während man vielleicht beim Angeln ist und die Forellen prächtig hochkommen?

„Junge Leute werden immer junge Leute sein,“ sagte die Königin. „Wenn du dir um ihn Sorgen machst, warum suchst du ihn nicht im magischen Kristall?“

Nun war der magische Kristall ein Feengeschenk, eine große Glaskugel, in der man, indem man hineinschaute, die Person sah, die man sehen wollte, und was sie machte, wie weit entfernt sie auch sein mochte, falls sie überhaupt auf der Erde war.

„Ich werde gleich einen Blick hineinwerfen,“ sagte der König; „es ist nur eine dreiviertel Stunde bis zur Dinner-Zeit.“

Seine Majestät erhob sich und schritt zu der Kristallkugel, die sich wie andere Globen in einem Gestell befand. Er starrte hinein, er drehte sie um und um, und Königin Rosalind sah ihn ganz bleich werden, während er starrte.

„Ich sehe ihn nirgends,“ sagte der König, „und ich habe überall geschaut. Ich hoffe, dem Jungen ist nichts passiert. Er ist so unvorsichtig. Falls er seine Kappe der Verborgenheit in einem Kampf mit einem Riesen fallen läßt, wer weiß, was geschehen mag?“

„Ach, Gio, wie du mir Angst machst,“ sagte die Königin.

König Prigio drehte noch immer die Kristallkugel.



„Halt!“ rief er. „Ich sehe eine schöne Prinzessin, mit eisernen Ketten an einen Felsen am Meer geschmiedet, an einem einsamen Ort. Man muß sie als Opfer für ein Meeresungeheuer hergerichtet haben, wie mit der Wie-heißt-sie-noch gleich.“

Das beweist, wie besorgt er war, sonst hätte er, gescheit und gelehrt, wie er war, sich erinnert, daß sie Andromeda hieß.

„Ich wette, daß Dick nicht weit entfernt ist, wenn ein Abenteuer zur Hand ist. Aber wo auf Erden kann er sein? . . . Auf mein Wort!“ rief der Monarch plötzlich in offenkundiger Aufregung.

„Was ist, Lieber?“ rief die Königin in der großen Besorgnis einer Mutter.

„Na, das Meer, wo sich das Mädchen befindet, ist ganz rot von Blut geworden!“ rief der König. „Jetzt wird es vom Schwanz eines gewaltigen Ungeheuers völlig aufgequirlt. Das ist ja ein Riesending! Es kommt zur Küste; das Mädchen wird ohnmächtig. Das Monster ist draußen auf dem Strand. Ihm geht es äußerst schlecht; Blut strömt aus seinem offenen Rachen. Es stirbt! Und Hurra! Da kommt Dick aus seinem enormen Maul, ganz in einer Rüstung mit spitzen Stacheln und einem Schwert in der Hand. Er ist mit Blut bedeckt, aber wohlauf und gesund. Er muß von dem Untier verschluckt worden sein und hat es innen zerhackt. Jetzt schneidet er dem Biest den Kopf ab. Jetzt ist er zur Prinzessin gegangen; eine sehr elegante Verbeugung hat er vor ihr gemacht. Dicks Benehmen entwickelt sich positiv! Jetzt schneidet er ihre eisernen Ketten mit dem Schwert der Schärfe durch. Und jetzt hat er ihr eine weitere Verbeugung gemacht und verabschiedet sich tatsächlich von ihr. Armes Ding! Wie enttäuscht sie dreinschaut. Und noch dazu ist sie so hübsch. Hör mal, Rosalind, soll ich ihn durch das magische Rohr anrufen und ihm sagen, er soll sie herbringen, auf dem magischen Teppich?“

„Ich denke nicht, Lieber; der Palast ist schon voll,“ sagte die Königin. Aber der wahre Grund war, daß sie wollte, Ricardo würde ihre Lieblingsprinzessin Jaqueline heiraten, und sie wollte nicht, daß dem die neue Prinzessin in die Quere kam.

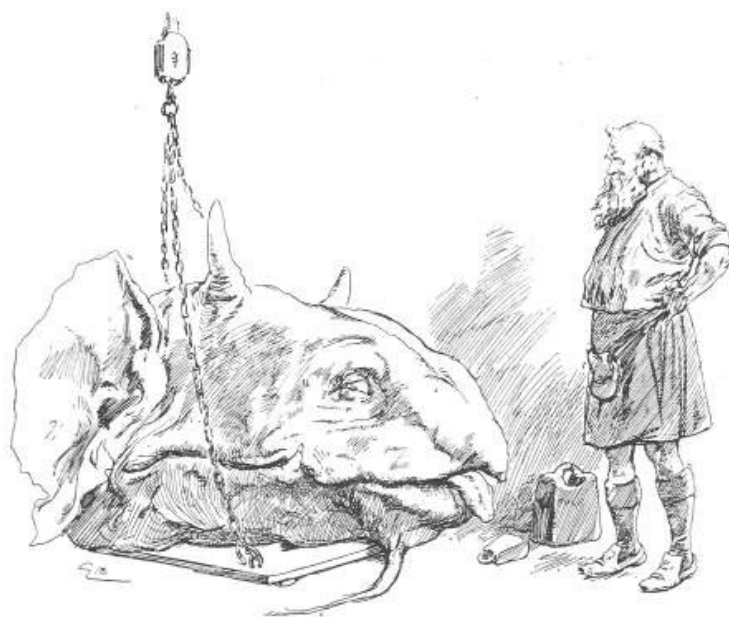
„Wie du möchtest,“ sagte der König, der sehr gut wußte, was sie im Sinn hatte. „Außerdem sehe ich, daß ihre eigenen Leute zu ihr kommen. Sie tut mir leid, aber es kann nicht geändert werden, und Dick ist inzwischen mit den Schuhen der Schnelligkeit schon halb zu Hause. Ich vermute, er wird schließlich das Dinner doch nicht warten lassen. Aber was für eine Angst der Junge mir gemacht hat!“

In diesem Moment waren ein Schwirren in der Luft und ein fröhlicher Ruf zu hören. Es war Prinz Ricardo, der in seinen Sieben-Meilen-Stiefeln nach Hause geflogen kam.

„He, Ross!“ rief er, „wiegen Sie doch mal den Kopf dieses Biestes. Ich hatte einen prächtigen Tag mit einem Meeresungeheuer. Lassen Sie den Kopf ausstopfen, ja? Wir werden ihn im Billardzimmer unterbringen.“

„Ja, Master Dick – ich meine Königliche Hoheit,“ sagte Ross, ein Hochlandwildhüter, der vorher noch nicht bei einer Regierenden Familie angestellt gewesen war.

„Das ist ein feiner Kopf, was auch immer,“ fügte er nachdenklich hinzu.



Prinz Ricardo kam jetzt unter das Bibliotheksfenster und gab seinen Eltern einen kurzen Bericht von seinem Abenteuer.

„Ich habe das Ungeheuer am frühen Morgen entdeckt,“ sagte er, „durch das magische Teleskop, Vater.“

„In welchem Land befand es sich?“ fragte der König.

„Die Leute dort, denen ich begegnete, nannten es Äthiopien. Sie waren Nigger.“

„Und in welchem Teil des Globus liegt Äthiopien, Ricardo?“

„Ach, ich weiß nicht. Asien vielleicht,“ antwortete der Prinz.

Der König seufzte.

„Dieser Junge wird *niemals* unsere auswärtigen Beziehungen begreifen. Äthiopien in Asien!“ sagte er bei sich, aber er wollte in diesem Moment keine Bemerkung dazu machen.

Der Prinz rannte nach oben, sich umzukleiden. Auf der Treppe traf er Prinzessin Jaqueline.

„Ach, Dick! Bist du verletzt?“ sagte sie und wurde ganz bleich.

„Nein, ich nicht, aber das Ungeheuer. Ich hatte einen großartigen Tag, Jack; habe auch eine Prinzessin gerettet.“

„War sie – war sie sehr hübsch, Dick?“

„Ach, ich weiß nicht. Hübsch genug, vermute ich. So wie andere Mädchen. Nanu, du bist ja ganz weiß! Was ist los? Jetzt siehst du wieder normal aus,“ denn tatsächlich war Prinzessin Jaqueline errötet.

„Ich muß mich umziehen. Ich bin immer so spät dran,“ sagte er, indem er nach oben eilte, und die Prinzessin ging, mit einem kleinen Seufzer, hinunter in den königlichen Salon.

Kapitel II

Prinzessin Jaqueline trinkt den Mond

Als das Dinner vorbei war und die Damen den Raum verlassen hatten, versuchte der König, mit Prinz Ricardo ernsthaft zu sprechen. Das war etwas, das zu tun er sehr wenig mochte.

„Es hat wenig Zweck zu predigen,“ pflegte Seine Majestät zu sagen, „einem Mann, einem Jungen einer anderen Generation. Meine Vorliebe waren Bücher; ich ging nur auf Abenteuer, weil ich dazu genötigt war. Dicks Vorliebe sind Abenteuer; ich wünschte nur, ein Mißgeschick führte ihn zu Büchern. Aber jeder muß seine eigenen Erfahrungen machen und wenn er sie gemacht hat, ist es sein Glück, wenn es nicht zu spät ist. Ich wünschte, ich könnte ihn in ein nettes Mädchen verliebt sehen, das ihn zu Hause bleiben läßt.“

Der König erwartete nicht viel davon, ernsthaft mit Dick zu sprechen. Er begann jedoch damit, Fragen über den Kampf des Tages zu stellen, auf die Ricardo mit Bescheidenheit antwortete. Dann bemerkte Seine Majestät, daß von allem, was er jemals gelesen oder gehört hatte, er glaube, Äthiopien, wo der Kampf stattgefunden hatte, in Afrika liege, nicht in Asien.



„Ich wünsche wirklich, Ricardo, daß du dich ein bißchen mehr um deine Geographie kümmerst. Es ist für einen Soldaten äußerst notwendig zu wissen, wo sein Feind ist, und wenn er zum Beispiel gegen die Holländer kämpfen muß, damit nicht mit seiner Armee in Zentralasien beginnt.“

„Ich könnte sie immer durch das magische Glas erspähen, Vater,“ sagte Dick; „es erspart so viel Mühe. Ich hasse Geographie.“

„Aber das Glas mag verloren oder kaputt gegangen sein, oder die Feen könnten es wegnehmen, und wo stehst du dann?“

„Ach, Ihr würdet wissen, wohin man gehen muß, oder Mr. Belsham.“

Mr. Belsham war sein Studienleiter von Oxford.

„Aber ich werde nicht immer hier sein und wenn ich sterbe –“

„Sprecht nicht vom Sterben, Sire,“ sagte Dick, „Ihr seid doch nicht so sehr alt; Ihr könnt noch viele Jahre leben. Außerdem kann ich die Vorstellung nicht ertragen. Ihr müßt ewig leben!“

„Diese Ansicht ist für einen Kronprinzen ungewöhnlich,“ dachte der König, aber er war trotzdem erfreut.

„Nun, um dir einen Gefallen zu erweisen, werde ich versuchen, gegen das Alter anzukämpfen,“ sagte er, „aber es gibt immer Mißgeschicke. Also, Dick, arbeite wie ein guter Junge und mir zur Freude morgen hart bis in den Nachmittag. Ich komme dazu und helfe dir. Und es gibt immer ein prächtiges abendliches Hochkommen der Forellen im See gerade jetzt; so kannst du nach deiner Arbeit dein Spiel haben. Du wirst es mehr genießen und ich vermute, du bist nach einem langen Tag mit dem Großwild ermüdet. Mich pflegte es zu ermüden, erinnere ich mich.“

„Ich *bin* ziemlich müde,“ sagte Dick und tatsächlich sah er ein bißchen blaß aus, denn ein Tag im Innern eines gigantischen Meeresungeheuers ist ermüdend durch die Hitze und den Mangel an frischer Luft, die man gewöhnlich an solchen Orten findet. „Ich denke, ich gehe ins Bett; gute Nacht, mein lieber alter Chef,“ sagte er auf herzliche Weise, obwohl er gewöhnlich nicht viele Worte machte.

Dann ging er und küßte seine Mutter und Prinzessin Jaqueline, die er anheuerte, ihn am nächsten Abend auf dem See zu rudern, während er angelte.

„Und vermassel es bloß nicht mit dem Kescher, Jack, wie du es gewöhnlich machst,“ sagte Seine Königliche Hoheit, als er seine Schlafzimmerkerze anzündete.

„Ich wünschte, er würde mich nicht Jack nennen,“ sagte die Prinzessin zur Königin.

„Es ist besser als Lina, meine Liebe,“ sagte Ihre Majestät, die seit einiger Zeit Gefallen an ihrem kleinen Scherz gefunden hatte; „das klingt, als ob eine andere dicker ist – und ich hoffe, es gibt keine andere.“

Die Prinzessin schwieg und heftete die Augen auf ihr Buch.

Bald kam der König herein und spielte mit Lina eine Partie Piquet. Als sie alle schlafen gingen, sagte er:

„Komm mal mit in mein Arbeitszimmer, Lina. Ich möchte, daß du ein paar Briefe für mich schreibst.“

Die Prinzessin folgte ihm und setzte sich an den Schreibtisch. Die Briefe waren sehr kurz. Einer ging an Herrn Schnipp, Schneider des Königs und der königlichen Familie, ein anderer an den königlichen Schwertmacher, ein weiterer an den Schuster, einer an den Optiker, ein weiterer an den Händler, der die erlauchte Familie mit Teppichen und Läufern belieferte, und einer an den Hutmacher Seiner Majestät. Sie alle wurden aufgefordert, früh am nächsten Morgen im Palast zu erscheinen. Dann gähnte Seine Majestät, entschuldigte sich und ging ins Bett. Die Prinzessin ging ebenfalls in ihr Zimmer oder Gemach, wie es damals hieß, aber nicht, um zu schlafen.

Sie war unglücklich darüber, daß Dick seinen Vater nicht zufriedenstellte und daß er so leichtsinnig war, und auch wegen anderer Dinge.

„Und wozu braucht der König alle diese Schneider und Hutmacher so plötzlich und auch Teleskopmacher und Schwertmacher und Schuhmacher?“ fragte sie sich, während sie am Fenster stand und den Mond betrachtete.

„Ich *könnte* es herausfinden. Ich könnte mich in einen Hund oder eine Katze verwandeln und in das Zimmer gehen, wo er seine Anordnungen trifft. Aber das ist heikel, denn wenn die Diener an zwei Orten gleichzeitig Rip sehen,“ (das war der Hund) „fangen sie an zu denken, im Palast spuke es, und es läßt die Leute reden. Außerdem weiß ich, daß es unrecht ist zu erlauschen, was man nicht hören soll. Es ist oft schwierig, eine Magierin und zugleich ein braves Mädchen zu sein. Die Versuchungen sind so stark, stärker als die meisten Leute in Betracht ziehen.“ So verharrte sie, mit dem Mond, der auf ihr schönes blondes Haar und ihr weißes Kleid schien, und fragte sich, was der König beabsichtigte und ob es etwas war, das Dick nicht gefallen würde.

„Wie dumm von mir,“ sagte sie schließlich, „nach all dem Unterricht, den ich hatte. Ich kann ja *den Mond trinken!*“

Nun ist das eine Methode zu erfahren, woran irgendein anderer denkt und was er zu tun beabsichtigt, denn der Mond sieht und weiß alles. Ob es *ganz fair* ist, ist eine andere Sache, aber jedenfalls ist es nicht *lauschen*. Und jeder kann wohl begreifen, daß wenn man eine Magierin wie Prinzessin Jaqueline ist, sich sofort eine erhebliche Menge schwieriger Fragen ergibt, Fragen, etwa was recht und unrecht ist, die andere Leute nicht beunruhigen. König Prigios Geheimnis, weshalb er den Schneider und die anderen Leute kommen ließ, war sein eigenes Geheimnis. Die Prinzessin beschloß, daß sie es nicht herausfinden wollte, indem sie sich in Rip oder in die Katze (die Semiramis hieß) verwandelte, und soweit hatte sie ganz recht. Aber sie war sehr jung und es kam ihr nicht in den Sinn, daß es genauso unrecht war, durch *den Mond trinken* herauszufinden, was der König vorhatte, wie verkappt zu lauschen. Als sie älter wurde, lernte sie, es besser zu wissen, aber dies ist eben die Gefahr dabei, junge Mädchen Magie zu lehren, und aus eben diesem Grund ist es in den meisten Ländern aufgegeben worden.

Die Prinzessin dachte jedoch unglücklicher Weise nicht über Recht und Unrecht nach. Sie ging zu ihrem Bücherregal und holte ihren *Cornelius Agrippa* herunter, ein sehr großer, schwarzer Band mit silbernen Schließen, die niemand sonst öffnen konnte; denn, wie die Prinzessin sagte, es gebe Bücher, die herumliegenlassen nicht angehe, wo die Dienstboten oder sonst wer sie lesen könne. Niemand konnte die Schließen öffnen, wie stark oder schlau er auch sein mochte, aber die Prinzessin hauchte nur auf sie und machte ein Zeichen und das Buch flog an der richtigen Stelle auf – Buch IV, Kapitel VI, ungefähr in der Mitte der Seite 576.

Der Zauberspruch war natürlich auf Latein, aber die Prinzessin konnte Latein sehr gut und bald hatte sie das magische Lied auswendig gelernt. Dann machte sie das Buch zu und stellte es zurück auf das Regal. Sie öffnete das Fenster, zog die Vorhänge zur Seite und löschte alle Lichter außer zwei duftenden Kerzen, die dem Fenster gegenüber mit einer weißen Flamme unter einem runden Spiegel mit silbernem Rahmen brannten, Und in diesen Spiegel schien der Mond weiß und voll, so daß er die ganze Spiegelfläche ausfüllte und das Zimmer in ein seltsames silbernes Licht getaucht war. Jetzt schien der ganze Raum sanft zu schwanken, wogend und zitternd, und während er zitterte, tönte und klang er mit einer leisen silbrigen Musik, als wäre er mit den Wellen des Meeres gefüllt.

Nun nahm die Prinzessin eine große Silberschale, bedeckt mit seltsamen erhabenen schwarzen Zeichen und Figuren. Sie goß Wasser in die Schüssel und während sie goß, sang sie den Zauberspruch aus dem lateinischen Buch. Er ging – aus dem Lateinischen übertragen – etwa so:

*„Oh Mond, der auf das Wasser wirkt,
es leuchten läßt in Silberschein,
zeig, welch Geheimnis das Herz verbirgt,
die wahren Gedanken klar und rein!*

*Oh Wasser, auf das der Mond jetzt wirkt,
das weiß, was sein wird, und weiß, was war,
sag, welch Geheimnis das Herz verbirgt,
wasch mir die Wahrheit heraus, rein und klar!“*

Während sie sang, schäumte und brodelte das Wasser und wurde wieder still und die Prinzessin kniete in der Mitte des Zimmers und der Mond und das weiße Licht von dem Spiegel des Mondes fielen ins Wasser.



Dann hob die Prinzessin die Schale und beugte den Mund zu ihr und trank das Wasser, wobei sie ein paar Tropfen verschüttete, und so *trank sie den Mond* und das Wissen des Mondes. Da wurde ohne eine Wolke der Mond verdunkelt und für einige Zeit herrschte am Himmel Dunkelheit und alle Hunde auf der Welt begannen zu heulen. Als der Mond wieder schien, erhob sich die Prinzessin und löschte die zwei weißen Lichter, zog die Vorhänge zu und ging bald ins Bett.

„Jetzt weiß ich alles darüber,“ sagte sie. „Es ist klug; alles, was der König macht, ist gescheit, und er ist so nett, daß ich zu behaupten wage, er wolle nichts Böses tun. Aber es sieht wie ein grausamer Streich für den armen Ricardo aus. Jaqueline paßt jedoch auf und ich werde ihm zeigen, daß ein Mädchen mehr machen kann, als die Leute denken“ – wie sie in der Tat konnte.

Nachdem sie auf diese Weise meditiert hatte, schlief die Prinzessin ein und wachte nicht auf, bis ihre Zofe kam, um sie zu wecken.

„Oh! Königliche Hoheit, was ist das auf dem Fußboden?“ sagte die treue Rosina, als sie die Sachen der Prinzessin für das Aufstehen herrichtete.

„Wieso, was ist es?“ fragte die Prinzessin.

„So viele – vier, fünf, sechs, sieben – kleine Tropfen aus Silber liegen auf dem Teppich, als wären sie geschmolzen und dort hinuntergefallen!“

„Sie haben doch nicht den Teppich beschädigt?“ fragte die Prinzessin. „Oh je! Die Königin wird gar nicht erfreut sein. Es war ein kleines chemisches Experiment, das ich letzten Abend gemacht habe.“

Aber sie wußte sehr wohl, daß sie sieben Tropfen des verzauberten Wassers verschüttet haben mußte.

„Nein, Königliche Hoheit, der Teppich ist nicht beschädigt,“ sagte Rosina, „aber Eure Königliche Hoheit sollte diese Sachen im Laboratorium machen. Ihre Majestät hat oft darüber gesprochen.“

„Du hast ganz recht,“ sagte die Prinzessin, „aber da kein Schaden entstanden ist, werden wir diesmal nichts darüber sagen. Und, Rosina, du darfst die Silbertropfen für dich behalten.“

„Eure Königliche Hoheit ist immer sehr freundlich,“ sagte Rosina, was stimmte; aber wieviel besser und klüger ist es, nicht damit anzufangen zu schwindeln! Wir wissen nie, wie weit wir damit kommen, aber Jaqueline fand es heraus.

Denn als sie hinunter zum Frühstück ging, befand sich dort der König in einem für ihn mächtigen Zustand der Erregung. „Es ist höchst ungewöhnlich,“ sagte Seine Majestät.

„Was denn?“ fragte die Königin.

„Na, hast du es nicht bemerkt? Nein, du bist schlafen gegangen, bevor es passierte. Aber ich machte einen Spaziergang im Mondlicht auf dem Balkon und habe es aufmerksam beobachtet.“

„Was beobachtet, mein Lieber?“ fragte die Königin, die den Tee eingoß.

„Hast du es nicht gesehen, Dick? Spät wie gewöhnlich, du junger Spitzbube!“ bemerkte der König, als Ricardo den Raum betrat

„Was gesehen, Sir?“ sagte Dick.

„Ach, du hast schon Stunden vorher geschlafen, fällt mir jetzt ein! Aber es war *die* höchst außergewöhnliche Sache, eine unvorhergesagte Mondfinsternis! Du mußt sie bemerkt haben, Jaqueline, du warst später noch auf. Wie die Hunde geheult haben!“

„Nein, ich meine ja,“ murmelte die arme Jaqueline, die natürlich die ganze Affaire mit ihrer magischen Kunst verursacht, aber in der Aufregung des Moments vergessen hatte, daß eine Mondfinsternis, vor allem wenn sie völlig unvermutet ist, wahrscheinlich allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zieht. Jaqueline konnte es nicht leiden zu flunkern, vor allem gegenüber einem König, der so nett zu ihr gewesen war; außerdem würde Flunkern nichts an den Tatsachen ändern.

„Ja, ich habe sie gesehen,“ gestand sie errötend. „War sie nicht vorhergesagt?“

„Kein Wort wurde irgendwo über sie geflüstert,“ sagte Seine Majestät. „Ich habe sofort in den Almanach geschaut. Es ist das Außergewöhnlichste, was ich jemals gesehen habe, und ich habe eine beträchtliche Menge gesehen.“

„Die Astronomen müssen Dussel sein,“ sagte Prinz Ricardo. „Ich habe nie geglaubt, daß in physikalischen Wissenschaften aller Art viel steckt; meistens ödes Zeug. Sie sagen ja, die Erde laufe um die Sonne, wohingegen jeder Depp sehen kann, daß es genau anders herum ist.“

König Prigio war entsetzt von diesen Ansichten aus dem Mund seines Sohnes und Erben, der Hoffnung Pantoffliens. Aber was sollte der König antworten? Die Astronomen Pantoffliens, die dachten, sie wüßten eine bedeutende Menge, waren diesmal gewiß überrascht worden. Tatsächlich haben sie noch immer nicht diese Mondfinsternis zufriedenstellend erklärt, obwohl sie Bände darüber geschrieben haben.

„Es kann ja beim nächsten Mal die Sonne sein!“ rief Seine Majestät. „Alles kann geschehen. Die ganzen Gesetze der Gravitation selbst können verrutschen!“

In diesem Moment kam der Butler William herein, der schon bei der Familie der Königin gedient hatte, als sie noch ein kleines Mädchen war, und kündigte an:

„Einige der königlichen Gewerbeleute auf Anordnung, um Eure Majestät zu sehen.“

So ging der König, der kaum gefrühstückt hatte, sehr zum Verdruß der Königin, die Mondfinsternisse nicht aufregten, hinaus und gesellte sich zu dem Schneider und den übrigen.

Kapitel III

Das Abenteuer der Gewerbeleute

Dick fuhr mit seinem Frühstück fort. Er aß kalte Pastete und pochierte Eier und Schinken und Brötchen und Himbeermarmelade und heiße Kuchen und trank zwei Tassen Kaffee. Inzwischen hatte sich der König zu den Gewerbeleuten gesellt, die auf seine Anordnung erschienen waren. Sie kamen alle im königlichen Arbeitszimmer zusammen, wo der König ihnen die prächtigste Verbeugung machte und sie bat, sich zu setzen. Aber sie lehnten es ab, in seiner geweihten Anwesenheit zu sitzen, und der König bemerkte, daß er in diesem Fall stehen mußte.

„Ich habe Sie hierher eingeladen, meine Herren,“ sagte er, „in einer Angelegenheit von nur privater Bedeutung, aber ich muß verlangen, daß Sie völlig über die Natur Ihrer Pflichten schweigen werden. Ich weiß, es ist schwierig, nicht über Ihre Tätigkeit zu sprechen, aber in diesem Fall bin ich sicher, daß Sie mir den Gefallen tun werden.“

„Eure Majestät hat nur zu befehlen,“ sagte Herr Schnipp. „Es hat Monarchen gegeben, in benachbarten Reichen, die alle unsere Köpfe abgeschlagen hätten, nachdem wir ein paar geheime Aufgaben erledigt hatten; aber das geringste Wort Eurer Majestät ist für Eure liebevollen Untertanen Gesetz.“

Die anderen Gewerbeleute murmelten Zustimmung, denn König Prigio wurde wirklich von seinem Volk gemocht. Er war immer gutgelaunt und höflich. Er führte mit niemandem Krieg. Er gab das meiste der königlichen Einnahmen für öffentliche Zwecke aus und natürlich gab es keine Steuern, die der Rede wert waren. Mehr als das: er hatte abgeschafft, was allgemeine Schulpflicht heißt oder jeden zur Schule zu gehen zwingt, ob er es möchte oder nicht, eine höchst schädliche und tyrannische Maßnahme! „Ein Bursche, der sich nicht selbst das Lesen beibringen kann,“ sagte der König, „ist es nicht wert, unterrichtet zu werden.“

Aus allen diesen Gründen und weil sie die Königin so gern hatten, waren seine Untertanen bereit, für König Prigio alles zu tun, in Grenzen.

Nur ein Gewerbetreibender verneigte sich sehr tief und errötete sehr, indem er sagte:

„Majestät, wollt Ihr mich für einen Moment anhören?“

„Eine Stunde lang, mit Vergnügen, Herr Schmidt,“ sagte der Monarch.

„Es ist eine ungeschäftsmäßige und ungewöhnliche Sache, sich einem Befehl zu verweigern; wenn Eure Majestät mein Herzblut verlangte, bin ich bereit, es zu vergießen, ganz zu schweigen von irgend etwas im Gebiet meines Gewerbes – nämlich Stiefel und Schuhe zu machen. Aber ein Geheimnis vor meiner Frau zu bewahren, gestehe ich offen Eurer Majestät, das kann ich nicht.“

Herr Schmidt ließ sich auf die Knie nieder und weinte.

„Erheben Sie sich, Herr Schmidt.“ sagte der König und nahm ihn bei der Hand. „Ein ehrenwerteres und ritterlicheres Geständnis einer liebenswerten Schwäche, falls sie Schwäche genannt werden soll, habe ich noch nie gehört. Sir, Sie sind Ihrer Ehre und Ihrem Fürsten treu gewesen gegenüber dem, das wenige Männer

ertragen können: dem Risiko der Lächerlichkeit. Hier ist niemand, hoffe ich, der nicht das Geheimnis des Geständnisses Herrn Schmidts respektieren und bewahren wird?“



Die versammelten Gewerbeleute konnten kaum die Tränen zurückhalten.

„Lang lebe König Prigio der Gute!“ riefen sie und schworen, daß alles im Dunkeln bleiben würde.

„Tatsächlich, Sire,“ sagte der Schwertmacher, „sind wir alle übrigen Junggesellen.“

„Das ist für meinen Zweck nicht schlechter, meine Herren,“ sagte Seine Majestät, „aber ich hoffe, daß Sie mir nicht lange Söhne und Untertanen vorenthalten, die würdig sind, solchen Vätern nachzufolgen. Und jetzt, wenn Herr Schmidt freundlicher Weise den Weg in die Kantine finden würde, wo Erfrischungen bereitstehen, werde ich das Vergnügen haben, Sie zum Ort Ihrer Mühen zu führen.“

Also sprach der König und mit einer weiteren großartigen Verbeugung ging er voran nach oben zu einem kleinen Turmzimmer in einem verlassenen Teil des Palastes. Indem er die Gewerbeleute bat einzutreten, zeigte er ihnen eine große Sammlung diverser Dinge: zwei alte Kappen, ein Paar längst aus der Mode gekommene Stiefel, ein altes Breitschwert, ein elfenbeinernes Fernrohr, einen schäbigen alten persischen Teppich und andere Artikel. Dies waren tatsächlich die Feengeschenke, die der König bei seiner Taufe erhalten hatte und mit deren Hilfe (und seinem natürlichen Scharfsinn) er in seiner Jugend bei vielen bemerkenswerten Abenteuern erfolgreich gewesen war.

Die Kappen waren die Wunschkappe und die Kappe der Dunkelheit. Der Teppich war der berühmte Teppich, der seinen Besitzer durch die Luft trug, wohin auch immer der wollte. Das Schwert war das Schwert der Schärfe. Das elfenbeinerne Fernglas zeigte einem jeden, den man sehen wollte, wie weit entfernt auch immer. Die Stiefel waren die Sieben-Meilen-Stiefel, die der kleine Däumling circa 1697 dem Oger stahl.

Es gab weitere wertvolle Objekte, aber die genannten waren die nützlichsten und berühmtesten. Natürlich erzählte der König den Gewerbeleuten nicht, was sie waren.

„Nun, meine Herren,“ sagte Seine Majestät, „Sie sehen diese alten Sachen. Aus Gründen, die ich bei mir behalte, was ich zu entschuldigen bitte, wünsche ich von Ihnen, mir Objekte zu liefern, die exakt und präzise denen hier gleichen samt ihrem alten Aussehen.“

Die Gewerbeleute untersuchten die Objekte, wobei jeder das aussuchte, das seinem Gewerbe entsprach.

„Was das Schwert betrifft, Sire,“ sagte der Messerschmied, „ist es ein *Andrea Ferrara*, eine feine alte Klinge. Durch einen glücklichen Zufall habe ich eine zu Hause in einer kleinen Sammlung alter Waffen, genau wie die hier. Heute abend wird sie Eurer Majestät zur Verfügung stehen.“

„Vielleicht, Herr Schnitzler, wollen Sie so freundlich sein, eine Anweisung dafür zu schreiben, weil ich wünsche, daß niemand von Ihnen den Palast verläßt, wenn Sie passender Weise hierbleiben können, bis Ihr Geschäft beendet ist.“ „Mit Vergnügen, Majestät,“ sagte der Messerschmied.

„Was den alten Teppich betrifft,“ sagte der Polsterer, „so habe ich zu Hause einen Perser ganz identisch mit dem hier, zu Eurer Majestät Diensten.“

„Dann können Sie es machen wie Herr Schnitzler,“ welcher der Messerschmied war.

„Und ich,“ sagte der Hutmacher, „habe zwei alte Kappen genau wie diese, Teil des Inventars eines bankrotten Theaters.“

„Wir haben großes Glück,“ sagte der König. „Die Stiefel, wenn ich jetzt an sie denke, sind unwichtig, jedenfalls gegenwärtig. Vielleicht können wir ein Paar vom Theater ausleihen.“

„Was das Fernrohr betrifft,“ sagte der Optiker, „wenn Eure Majestät mir erlauben will, es mit nach Hause zu nehmen –“

„Ich fürchte, ich kann mich nicht von ihm trennen,“ sagte der König; „aber auch das ist unwichtig oder nicht sehr dringlich.“

Dann rief er nach einem Diener, um Lunch für die Gewerbeleute zu bestellen, und Papier für sie, um ihre Anweisungen zu schreiben. Aber niemand war in Hörweite und in diesem sehr alten Teil des Palastes gab es keine Klingeln.

„Entschuldigen Sie mich für einen Moment, während ich nach unten laufe,“ sagte Seine Majestät, „und es scheint eine seltsame Bitte zu sein, aber darf ich Ihnen anraten, sich nicht auf diesen Teppich zu setzen? Ich habe dafür einen Grund.“

Und zwar befürchtete er, daß sich jemand darauf setzte und wünschte, irgendwo anders zu sein, und würde fortgetragen werden, wie es die Eigenschaft des Teppichs war.

König Prigio war keine Minute abwesend, denn er traf William auf der Treppe, aber als er zurückkam, war keine einzige Person in dem Turmzimmer.

„Wo auf Erden sind sie?“ rief der König, indem er durch alle Räume in diesem Teil des Schlosses eilte. Er rief nach ihnen und schaute überall, aber es gab keine Spur von Schneider, Hutmacher, Optiker, Schwertmacher, Polsterer.

Der König hastete zu einem Fenster über dem Tor und sah die diensthabenden Wachen.

„Hallo!“ rief er.

Und die Wachen drehten sich um, schauten hoch und salutierten.

„Habt ihr irgend jemanden hinausgehen sehen?“ rief er.

„Niemanden, Sire,“ antworteten die Soldaten.

Der König, der anfang zu erraten, was geschehen war, eilte zurück zum Turmzimmer. Da waren alle Gewerbeleute mit Paketen unter dem Arm.

„Was soll das bedeuten, meine Herren?“ sagte Seine Majestät streng. „Aus welchem Grund haben Sie den Raum ohne meine Erlaubnis verlassen?“

Alle knieten nieder und flehten demütig um sein Erbarmen.

„Steht auf, ihr Esel!“ sagte der König, indem er seine Höflichkeit vergaß. „Steht auf und erzählt mir, wo ihr euch versteckt habt.“

Der Hutmacher meldete sich und sagte:

„Sire, Ihr werdet mir nicht glauben; tatsächlich kann ich es selbst nicht glauben!“

„Keiner von uns kann es nicht,“ sagte der Schwertmacher. „Wir sind zu Hause gewesen und haben die Artikel hergebracht. Alle Bestellungen prompt und pünktlich ausgeführt,“ fügte er hinzu, womit er seinen eigenen Reklamespruch zitierte, ohne daran zu denken.

Dann packte der Schwertmacher die *Andrea Ferrara* Klinge aus und zeigte sie; sie glich genau dem Schwert der Schärfe.



Der Polsterer öffnete sein Paket und da war ein persischer Teppich, den niemand von dem magischen Teppich unterscheiden konnte.

Der Hutmacher fummelte an der Schnur seines Pakets herum, als ihm plötzlich einfiel, was der König bei seiner Verwunderung nicht bemerkt hatte: daß er selbst eine Kappe trug. Er zog sie eilends ab und der König

sah sofort, daß es seine Wunschkappe war, und verstand die ganze Affaire. Der Hutmacher hatte während der Abwesenheit des Königs die Wunschkappe anprobiert und gewünscht, er selbst und seine Freunde wären alle zu Hause und mit ihren Waren wieder zurück im Palast. Und natürlich geschah, was er wünschte, was selbstverständlich war. Im Nu erkannte der König, wie viel Gerede diese Angelegenheit im Land hervorrufen würde, und entschied sich für die beste Methode, dies zu verhindern.

Er griff die Wunschkappe, setzte sie auf, wünschte alle Gewerbeleute einschließlich des Schuhmachers zurück in die Stadt zu ihren Läden und wünschte auch, daß keiner von ihnen sich an irgend etwas von dieser ganzen Angelegenheit erinnerte.

Sofort war er im Turmzimmer allein. Was die Gewerbeleute betraf, so hatten sie eine Art Ahnung, daß sie irgend etwas Seltsames geträumt hatten, aber weil es nicht darüber hinausging, sprachen sie nicht davon und niemand kriegte etwas spitz.

„Ich Dussel!“ sagte König Prigio bei sich. „Ich hätte besser einen kompletten Satz imitierter Feensachen, die nicht funktionieren, wünschen sollen. Es hätte eine Menge Scherereien erspart; aber ich bin es so wenig gewohnt, die Kappe zu benutzen, daß ich nie daran gedacht habe. Allerdings wird das, was ich bekommen habe, sehr nützlich sein.“

Dann setzte er die Kappe der Dunkelheit auf, damit ihn niemand sehen konnte, und trug alle echten Feensachen außer den Sieben-Meilen-Stiefeln in sein eigenes Gemach, wo er sie einschloß, und ließ an ihrer Stelle die imitierte Wunschkappe zurück, die imitierte Kappe der Dunkelheit, das imitierte Schwert der Schärfe und den Teppich, der gar kein magischer Teppich war.

Natürlich war sein Plan, daß Ricardo zu einer Expedition aufbrechen würde, wobei er auf seine Feensachen vertraute und fände, daß sie nicht funktionierten. Er würde auf seine Gewitztheit und seinen Mut beschränkt sein, um ihm aus einer Patsche zu helfen. Dies würde ihn lehren, dachte der König, daß es auf ihn selbst ankam, und gehörigen Wert auf Schlaueit und Wissen zu legen und sich seinem Buch zu widmen.

Freilich hätte er die Sachen einschließen und Ricardo verbieten können, sie zu berühren, aber das wäre vielleicht als übertrieben hart erschienen. Und der König, wie man sich ohne weiteres vorstellen kann, dachte sich, er könne mit all der Macht, die ihm zur Verfügung stand, Ricardo leicht aus jeder noch so gefährlichen Situation mit Riesen oder Magiern oder Ungeheuern retten. Er wollte ihm nur ein paarmal Angst einjagen und ihn das Urteil älterer und klügerer Leute respektieren lassen.

Kapitel IV

Zwei Standpauken

Für mehrere Tage widmete sich Prinz Ricardo seinen Büchern und machte beträchtlichen Fortschritt beim braven Lernen. Vielleicht sollte er dafür nicht allzu hochgepriesen werden, weil er tatsächlich keine Möglichkeiten sah, sich gerade in dieser Zeit durch Abenteuer auszuzeichnen. Jeden Morgen erstieg er den Turm und suchte mit dem elfenbeinernen Fernrohr bis zum Horizont und sogar *weit* über den Horizont hinaus.



Aber so sehr er auch schaute, er sah weder Ungeheuer, die irgendwo auf Menschen Jagd machten, noch Prinzessinnen in Not. Gewiß sah er eine Menge armer Leute in Not und weil er ein gutherziger, wenn auch leichtsinniger Junge war, flog Dick gelegentlich mit der Fortunatusbörse in der Tasche hin und gab ihnen soviel Geld, wie sie brauchten – es kostete ihn nichts. Aber dies war nicht die Art von Anerkennung, die ihm gefiel. Drachen für sein Geld!

Eines Tages faßte Prinzessin Jaqueline einen seltsamen Plan, Ricardo zu zeigen, wie wenig Bedeutung es im Grunde genommen hat, die wundervollsten Heldentaten ohne wirkliche Schwierigkeiten oder Gefahren zu vollbringen. Sie trieben dabei vor einer leichten Brise auf einem Bergsee dahin; Ricardo angelte und Jaqueline machte ab und zu einen Riemenschlag, um das Boot richtig im Wind zu halten.



Ricardo hatte sehr wenig Erfolg, als plötzlich die Forellen anfangen, über den ganzen See hochzukommen. Dick wurde aufgeregt und stolperte im Boot vom Heck zum Bug, fiel über Jaquelines Füße und warf beinahe das Boot um in der Hast, seine Fliegen über jede Forelle zu werfen, die er fressen sah.

Aber wie es oft genug geschieht, nahmen sie nur eine besondere Fliege an, die auf dem Wasser war, und wollten keine andere anschauen.

„Ach, zum Teufel mit ihnen!“ rief Ricardo. „Ich kann in meinem Heft keine Fliege finden, die auch nur im geringsten der kleinen schwarzen gleicht, nach der sie schnappen!“

Er probierte ein halbes Dutzend verschiedene Fliegenhaken, aber alle vergebens; er verlor die Geduld, geriet mit seinem Angelzeug in Jaquelines Haar und dann in den Kescher und, obwohl solch ein großer Junge, weinte er beinahe aus Verdruß.

Prinzessin Jaqueline, mit großer Mühe und Geduld, löste die Angelschnur zuerst aus ihrem Haar, das Ricardo erpicht war abzuschneiden (der große dumme Ochse – ihr schönes Haar!), dann aus dem Kescher, aber Dick war schlecht gelaunt.

„Es hat keinen Zweck,“ sagte er; „ich habe keine Fliege, die paßt. Gehn wir nach Hause,“ und er warf eine Blechbüchse nach einer hochsteigenden Forelle.

„Aber Dick,“ sagte Jaqueline, „du weißt, daß ich dir helfen kann. Ich habe nicht umsonst Magie gelernt. Schau mal für ein paar Minuten in die andere Richtung und du wirst am Ende deiner Angelschnur die richtige Fliege finden.“

Dick drehte den Kopf weg (es ist nicht zweckmäßig, bei magischen Künsten zuzusehen) und dann sah er im Nu an seiner Schnur den richtigen Haken, aber Jaqueline war nicht im Boot. Sie hatte sich in eine künstliche Fliege verwandelt (eine kleine schwarze Mücke) und Dick konnte seinen Sport fortsetzen.

„Was für ein feiner Kerl das Mädels ist,“ sagte er laut. „Noch dazu gescheit!“ Und er begann zu werfen. Bei jedem Wurf fing er eine Forelle, sehr große, über ein Pfund schwer, und bald hatte er einen Korb voll. Aber er fing an, sich ziemlich gelangweilt zu fühlen.

„Es macht nicht viel Spaß, sie zu angeln,“ sagte er, „wenn sie so dumm sind.“

Genau in diesem Moment bemerkte er, daß die Fliege weg und seine Schnur leer waren und Jaqueline an den Riemen saß.

„Du siehst, Ricardo,“ sagte sie, „daß ich schließlich recht hatte. Es gibt nicht viel Vergnügen beim Sport, der leicht und sicher ist. Wende diese Moral jetzt aufs Drachentöten mit magischen Werkzeugen an. Sie mögen nützlich sein, wenn man genötigt ist, sich zu verteidigen, aber ein Prinz sollte sicherlich nicht seine ganze Zeit für nichts anderes verwenden.“ Dick hatte keine Antwort parat, deshalb grummelte er nur:

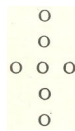
„Dauernd predigst du mir, Jack; jeder macht es dauernd. Anscheinend wurde ich nur dazu geboren, um mir zu predigen.“

Manche Leute werden es und es ist auf Dauer ziemlich nervtötend. Aber vielleicht hatte das, was Jaqueline gesagt hatte, auf Ricardo einen gewissen Eindruck gemacht, denn er blieb wochenlang bei seinen Büchern und kam bis zu Dezimalbrüchen und Euklid.

All dies erfreute natürlich den König sehr und er begann, Hoffnungen zu hegen, daß Ricardo ein kluger und gebildeter Prinz würde und eine Ehre für seine erlauchte Familie.

Die Dinge verliefen nicht immer so glatt, weit entfernt, und es war die arme Jaqueline, die als nächste in Schwierigkeiten geriet. Sie war sehr bereitwillig gewesen, Dick zu schulmeistern, wie wir gesehen haben, und rechnete sich ein gut Teil des Verdienstes an seiner Beständigkeit an. Aber eines Tages traf König Prigio Jaquelines Zofe Rosina auf der Treppe und weil Rosina ein hübsches Mädchen war und der König sich immer freundlich zu seinen Untergebenen verhielt, blieb er stehen, um mit ihr zu plaudern.

„Na, Rosina, was für ein hübsches kleines silbernes Kreuz du trägst,“ sagte er und hob ein merkwürdiges Schmuckstück an, das an einer Kette um Rosinas Hals hing. Es bestand aus sieben silbernen Tropfen, so angeordnet:



„Darf ich es mir anschauen?“ fragte Seine Majestät und Rosina, ganz aufgeregt, nahm es ab und gab es ihm. „Hm!“ sagte der König, „sehr merkwürdig; und hübsch! Darf ich fragen, wo du es her hast, Rosina?“



Nun hatte Rosina im allgemeinen ihre Antworten parat und es tut mir sehr leid zu sagen, daß sie nicht immer die Wahrheit sprach, wenn ihr irgend etwas Besseres einfiel. Bei dieser Gelegenheit jetzt war sie bemüht, sich etwas Besseres einfallen zu lassen aus Furcht, Jaqueline wegen des chemischen Experiments in ihrem Schlafzimmer in die Klemme zu bringen. Aber Rosina war, wie gesagt, aufgeregt durch die königliche Freundlichkeit und ihr fiel nichts ein außer zu knicksen und zu sagen:

„Bitte, Majestät, die Prinzessin hat mir die Tropfen geschenkt.“

„Sehr interessant,“ sagte der König. „Da scheint in jedem von ihnen ein kleiner weißer Mond! Ob sie wohl im Dunkeln scheinen?“

Er öffnete die Tür einer Kammer, die keine Fenster hatte, wo die Hausmägde ihre Mopps und Besen aufbewahrten, und schloß sich ein. Ja, da gab es keinen Irrtum; die Dunkelheit wurde von dem Schein der sieben kleinen Monde im Silber recht erhellt. Der König sah ziemlich ernst aus.

„Wenn du mir dieses Kreuz bis morgen anvertraust, Rosina, würde ich es gern untersuchen und analysieren lassen. Dies ist kein gewöhnliches Silber.“

Natürlich konnte Rosina nur knicksen, aber sie war wegen der Konsequenzen für ihre Herrin äußerst beunruhigt.

Nach dem Lunch bat der König Jaqueline, in sein Arbeitszimmer zu kommen, wie er es oft tat, damit sie ihm bei seinen Briefen half. Als sie sich gesetzt hatte, sagte Seine Majestät:

„Meine liebe Jaqueline, ich mische mich niemals in deine Beschäftigungen ein, aber ich bezweifle geradezu, daß *Cornelius Agrippa* als Lektüre ein gutes Buch für eine sehr junge Dame ist. Die Fee Paribanou, bin ich mir sicher, hat dir nichts jenseits der gewöhnlichen magischen Fähigkeiten beigebracht, die sich für deinen Rang eignen; aber es gibt eine riesige Menge im *Cornelius*, von der ich meine, daß du sie nicht studieren solltest, ehe du älter und klüger bist.“

„Was meint Eure Majestät?“ sagte die arme Jaqueline, die sich sehr unbehaglich fühlte, denn der König hatte sie noch nie zuvor geschulmeistert.

„Na,“ sagte Seine Majestät, indem er das Silberkreuz aus der Tasche holte, „hast du das nicht Rosina geschenkt?“

„Ja, Sire, ich habe ihr die Tropfen geschenkt. Sie hat sie selbst verarbeiten lassen.“

„Dann gib es ihr zurück, wenn du sie das nächste Mal siehst. Ich bin froh, daß du aufrichtig bist. Und du weißt natürlich, daß die Tropfen nicht aus gewöhnlichem Silber sind? Sie sind aus Mondsilber und das kann nur auf eine Weise gewonnen werden – jedenfalls soviel ich weiß –, wenn man das Wasser verschüttet, während er oder sie den Mond trinkt. Nun gibt es nur ein Buch, das angibt, wie dies gemacht werden kann, und es gibt nur einen Grund, es zu machen, nämlich um herauszufinden, was das Geheimnis einer anderen Person ist. Ich werde nicht fragen, wessen Geheimnis du herausfinden wolltest, aber ich muß dich bitten, so etwas nie wieder zu tun, ohne mich zu konsultieren. Du kannst keinen Grund dafür haben, so wie ein großer König ihn haben mag, dessen Feinde sich gegen sein Land verschwören.“

„Ach, Sire, ich will Euch alles erzählen!“ rief Jaqueline.

„Nein, mach's nicht; ich will es nicht wissen. Ich bin mir sicher, daß du keinen Gebrauch von deiner Information machen wirst, von der du denkst, ich würde ihr nicht zustimmen. Aber da ist eine andere Sache – die Mondfinsternis! Ach, Jaqueline, war es ehrenwert und fair gegenüber den Astronomen und Männern der Wissenschaft, nichts darüber zu sagen? Ihre europäische Reputation ist ernsthaft beschädigt.“

Die arme Jaqueline konnte nur weinen.

„Laß es gut sein,“ sagte Seine Majestät tröstend. „Es ist noch kein großer Schaden entstanden und vielleicht würden sie dir nicht glauben, wenn du es erklärst; aber denke mal daran, wenn manche Leute aufhörten, an

Wissenschaft zu glauben, was hätten sie denn sonst, woran sie glauben sollten? Aber freilich, du bist jung und es kann von dir nicht erwartet werden, daß du an alles denkst.“

„Ich habe überhaupt nicht daran gedacht,“ weinte Jaqueline.

„Schnell ist Übles gemacht, hat man zu wenig gedacht,“ sagte der König, indem er den Dichter zitierte. „Nun lauf, trockne deine Tränen und ich denke, daß du mir besser dieses Buch bringst und ich es zurück in eines der abgeschlossenen Regalfächer stelle. Später, wenn du älter bist, werden wir sehen.“

Die Prinzessin sauste in ihr Zimmer und kam mit ihrem Buch zurück. Und der König küßte sie und sagte ihr, sie solle nachsehen, ob Ihre Majestät eine Ausfahrt machen wolle.

„Ich werde ihn niemals wieder beschwindeln, niemals . . . es sei denn, es ist wirklich notwendig,“ sagte sich die Prinzessin. „Tatsächlich ist es nicht so einfach, den König zu beschwindeln. Was für eine Menge er gelesen hat!“

In der Tat war König Prigio als junger Mann sehr lernbegierig gewesen, bevor er auf den Thron gelangte.

„Armes Kind!“ dachte der König. „Zweifellos versuchte sie, ihre Zukunft zu erfahren und ob Ricardo sich ein bißchen aus ihr macht. Natürlich konnte ich sie *dies* mir nicht erzählen lassen, armes Kind!“

Wie wir wissen, lag Seine Majestät mit dieser Vermutung falsch, was ihm selten passierte.

„Wer mag sie sein?“ fuhr der König fort, mit sich selbst zu sprechen. „Dieser große Einfaltspinsel Ricardo hat sie vor wilden Vögeln gerettet, die gerade dabei waren, sie zu fressen. Sie war an eine Bergspitze gefesselt, aber *wo*? Das ist die Frage. Ricardo hat keine Ahnung von Geographie. Es war jenseits des Meeres, *das* hat er bemerkt, aber welches Meer – Atlantik, Pazifik, Schwarzes Meer, Kaspisches Meer, Marmarameer, Rotes Meer, Indischer Ozean, Nordsee, Mittelmeer? Ihre Schmuckstücke waren sehr merkwürdig; da war eine breite goldene Sonne auf ihrer Brust. Ich muß sie mir gelegentlich wieder ansehen. Sie sagte, sie sei wilden Vögeln geopfert worden (die ihr Volk verehrte), weil es eine Hungersnot gab oder Krieg oder Unruhen im Land. Sie sagte, sie sei eine Tochter der Sonne, aber das ist natürlich absurd, es sei denn – beim Jupiter! Ich glaube, ich hab’s!“ sagte der König, ging in die königliche Bibliothek und suchte ein altes spanisches Buch, als sein Sekretär kam und sagte, der russische Botschafter warte auf eine Unterredung mit Seiner Majestät.

„Fader alter Moskowiter!“ seufzte der König. „Ein Monarch hat nicht einen Moment für sich und seine privaten Studien. Ah, Prigio! Warum wurdest du nicht in einen privaten Stand geboren? Aber Pflicht vor allem anderen,“ und indem er sein königliches Antlitz mit Lächeln schmückte, bereitete sich Seine Majestät darauf vor, Graf Snoreonski eine Audienz zu gewähren.

Es ging vor allem um die Haltung Pantoffliens im Fall einer polnischen Invasion Rußlands. Der König beruhigte Graf Snoreonski, indem er bekräftigte, daß Pantofflien, während es die gestörten Beziehungen zwischen zwei Staaten, an deren Wohl es zutiefst interessiert war, höchst bedauerte, immer eine Haltung wohlwollender Neutralität bewahren würde, es sei denn, seine eigenen Interessen wären bedroht.

„Darf ich Euren Bescheid meiner erlauchten Gebieterin, der Zarina, übermitteln?“ sagte der Botschafter.

„Durchaus, und den Ausdruck meines zartfühlenden Interesses an der Gesundheit und dem Wohlbefinden Ihrer Majestät hinzufügen,“ sagte der König, wobei er gleichzeitig dem Grafen eine prächtige diamantene Schnupftabaksdose mit seinem Porträt überreichte.

Der alte Graf war zu Tränen gerührt und ging, während König Prigio sagte:

„Ich habe nicht einen Tag verloren; ich habe einen liebenswerten, aber sehr dummen alten Mann glücklich gemacht.“

So sind, oder eher so waren, die Mühen der Monarchen!

Kapitel V

Prinz Ricardo kreuzt den Pfad der Geschichte

„Hör mal, Jack,“ sagte eines Morgens Prinz Ricardo, „hier ist ein seltsamer Brief an mich!“

König Prigio war in einer wichtigen Angelegenheit zu einem fernen Teil seines Herrschaftsgebiets gereist und die jungen Leute saßen im königlichen Arbeitszimmer. Der Brief, den Ricardo Jaqueline gab, war auf einem großen, breiten Blatt Papier geschrieben, zusammengefaltet und ohne Umschlag, wie es damals gebräuchlich war, und mit einem riesigen Siegel aus rotem Wachs verschlossen.

„Ich kenne das Wappen nicht,“ sagte Ricardo.

„Ach, Ricardo, wie du doch deine Heraldik vernachlässigst. Der alte Grünstrumpf ist über deine Unwissenheit ganz verzweifelt.“

Grünstrumpf war der Chefherold Pantoffliens, genau wie Blaumantel in England.

„Na, das ist das königliche Wappen Englands, du großer ignoranter Dick!“

„Aber Rom liegt nicht in England, stimmt's? Und die Briefmarke sagt ‚Roma‘, das ist Rom in irgend einer Sprache, vermute ich. Jedenfalls ist es das in Latein, wie ich weiß. ‚*Mortuus est Romae*‘ – ‚Er starb in Rom‘. Das steht in der lateinischen Grammatik. Jedenfalls schau wir mal, was der Bursche schreibt,“ fügte Ricardo hinzu, indem er das Siegel erbrach.

„Er beginnt ‚Prins und lieber Cousin!‘ Hör mal, Jaqueline, er schreibt ‚Prins‘ mit s, obwohl es mit z geschrieben wird. Er *muß* ein ignoranter Bursche sein!“

„Leute in Glashäusern sollten nicht mit Steinen werfen, Dick,“ sagte Jaqueline.

„Er unterschreibt mit ‚Charles P. W.‘,“ sagte Ricardo mit einem Blick auf das Briefende. „Wer auf Erden kann er sein? Warum schreibt er nicht ‚P. W. Charles‘, wenn das seine Initialen sind? Schau mal, es ist ein ziemlich langer Brief; vielleicht liest du ihn uns vor, Jack!“

Die Prinzessin nahm den Brief und begann:

„Wie schön er riecht, alles parfümiert! Das Papier ist sogar goldgerändert.“

„Luxuriöser Bettler, wer immer er ist,“ sagte Ricardo.

„Nun, er schreibt: ‚Prins und lieber Cousin, Ihr und uns‘ (oh, was für eine Grammatik) ‚sind beinahe im selben Alter, ich bin beim nächsten Geburtstag fünfzehn und wir sollten miteinander besser *bekant* sein. Die ganze Welt hat von dem Ruhm von Prins Ricardo gehört, dessen Nahme Furcht und sein Schwerdt Schrecken verbreiten, wo immer es Ungehoier und Türrannen gibt. Prins, Ihr seid vielleicht weniger gut über meine Situation informiert. Ich habe keine Drachen getötet, da es hier keine giebt; aber ich bin *unter Foier* gewesen, bei Gaeta.‘ Wo ist Gaeta, Dick?“

„Nie von ihm gehört,“ sagte Ricardo.

„Nun, es liegt in Italien und wurde kürzlich belagert. Er fährt fort: ‚und mir wurde gesagt, daß ich mich weder schlecht aufgeführt noch das Bluth von Bruce entehrt habe.‘“

„Von Robert Bruce habe ich gehört,“ sagte Dick; „er war der Mann, der die Spinne nicht getötet hat, aber er spaltete den Kopf von Sir Harry Bohun mit einem Schlag seiner Axt. An *ihn* erinnere ich mich gut genug.“

„Nun, dein Korrespondent scheint ein Nachfahre von ihm zu sein.“

„Das hört sich interessant an,“ sagte Dick. „Ich wünschte, mein Vater würde gegen jemanden in den Krieg ziehen. Mit den Schwert der Schärfe würde ich den Feind zum Pfeifen bringen! Mach weiter, Jack.“

„Als ein Prins in Noht apeliere ich an Euren Heldenmuth, so berümt in Europa. Mir wird mein Eigentum vorenthalten; mein königlicher Vater König Djäims' – also das ist die schlimmste Rechtschreibung, die ich im Leben je gesehen habe! Er meint König James – ,mein königlicher Vater König Djäims wurde von einem grausahmen Uhrsurrpator, dem Kuhrfürsten von Hannover, ins Exil getrieben. König Djäims ist *alt* und liebt ein ruhiges Leben, aber ich bin entschlossen, nichts unversucht zu lassen, wenn ich allein gehe, und Europa soll von Prins Charles höhren. Da ich von Eurer königlichen Hoheit Muth und Schwerdtkampfkunst gehört habe – und wer hat das nicht? – werfe ich mich zu Euren Füßen und flehe Euch an, einem Prins in Noht beizustehen. Laßt uns unsere Schwerdter gemeinsam ziehen in der Sache der Freiheit und eines aufgebrachtten Landes, meines eigenen.

Ich verbleibe, Prins und lieber Cousin, Charles P. W.“



„P. W. bedeutet Prinz von Wales,“ fügte Jaqueline hinzu. „Er ist nämlich aus England vertrieben worden und lebt mit seinem Vater in Rom.“

„Dieser Bursche gefällt mir,“ sagte Prinz Ricardo. „Er schreibt nicht besonders gut, wie du sagst, aber ich mache manchmal selber Fehler und ich mag seinen Elan. Ich habe nach einem Abenteuer Ausschau gehalten, aber das Großwild ist scheu geworden und mein Schwert rostet in der Scheide. Ich sag dir was, Jack – ich habe eine Idee! Ich setze ihn auf den Thron seiner Väter; es ist so leicht wie Erbsen schälen; und was den anderen Burschen betrifft, den Kurfürsten, so schicke ich ihn zurück nach Hannover, wo immer das sein mag, und er kann zu Hause in Frieden und Ruhe weiter kuren. Warte nur, bis ich die Orte herausgefunden habe.“ Er lief hoch zum Mauerturm, holte das magische Fernrohr und fand London, Rom und Hannover wie ihr auf einer Landkarte.

„Aber Dick, wie willst du es denn machen?“

„Es machen? Nichts leichter als das! Ich nehme einfach meine Sieben-Meilen-Stiefel, laufe rüber nach Rom, sammle Prinz Charles auf, setze ihn auf den magischen Teppich, fliege nach London, stülpe ihm die Kappe der Dunkelheit über, so daß ihn niemand sehen kann, setze ihn auf dem Thron seiner Väter ab, nehme den Kurfürsten, trage ihn hinüber in sein geliebtes Hannover und die Sache ist gemacht – was man in den Geschichtsbüchern eine unblutige Revolution nennt.“

„Wenn aber die Engländer Prinz Charles nicht mögen, falls sie ihn bekommen?“

„Ihn mögen? Sie werden ihn sicher mögen, so einen jungen Burschen! Außerdem nehme ich das Schwert mit, für den Fall von Störungen.“

„Aber Dick, die Regel deines Vaters lautet, sich niemals in die Angelegenheiten anderer Länder einzumischen und niemals auf eine Expedition zu gehen, wenn er nicht zu Hause ist.“

„Ach, er wird diesmal nichts dagegen haben! Es besteht keinerlei Gefahr und ich bin mir sicher, daß er das *Prinzip* der Sache gut findet. Könige müssen sich für einander einsetzen. Womöglich kommen ein paar Kurfürsten daher und schmeißen *uns* raus!“

„Dein Vater ist nicht die Sorte König, die rausgeschmissen wird,“ sagte Jaqueline.

Aber es hatte keinen Zweck, mit Dick zu reden. Er traf seine einfachen Vorbereitungen und kündigte an, er werde rechtzeitig zum Lunch zurück sein.

Was sollte die arme Jaqueline machen? Sie war äußerst besorgt. Wie wir gesehen haben, wußte sie, was König Prigio damit beabsichtigt hatte, als er die Feensachen gegen andere austauschte, die nicht funktionierten. Sie war sich sicher, daß Dick in eine Klemme geriet; wie sollte sie ihm helfen? Während Dick seine Sachen zusammensuchte, faßte sie schnell einen Entschluß. Der Königin sagte sie (von dem, was ihr einfiel, kam es der Wahrheit noch am nächsten), daß sie „mit Dick einen Spaziergang machen werde“. Dann verwandelte sie sich in einen Mosquito – eine Mückenart, die sticht – und versteckte sich unter einer Falte an Dicks Jacke. Natürlich wußte er nicht, daß sie dort war. Dann brach er in seinen Sieben-Meilen-Stiefeln auf und in null Komma nichts war er in Rom auf dem Gelände eines prächtigen Palastes namens Villa Borghese. Dort sah er einen älteren Gentleman mit einer großen lockigen Perücke fest auf einer Bank unter einem Baum schlafen. Der alte Gentleman hatte ein langes, bleiches, melancholisches Gesicht und seine Brust kreuzte ein breites blaues Band mit einem Stern. Ah! Wie hatte sich König James von dem gutaussehenden Prinzen verändert, der vor dreißig Jahren die schöne Beatrix Esmond geliebt hatte! Unweit von ihm befanden sich zwei Jungen, nicht ganz so alt wie Prinz Ricardo. Der jüngere war ein hübscher dunkelhaariger Knabe mit einer komischen kleinen, runden, weißen Perücke. Er war prächtig mit einer hellblauen Seidenjacke bekleidet; ein zierlicher Gesichtsschal war um seinen Hals gebunden; Spitzenrüschen fielen auf seine kleinen beringten Hände; er trug ein hübsches Schwert mit einem goldenen diamantenen Griff – in der Tat, er war das Bild eines kleinen Dandys. Der andere Junge trug eine Schottenmütze und keine Perücke; schöne seidige blonde Locken fielen ihm auf die Schultern. Sein Schwert hatte er aufs Gras gelegt. Er war in Schottenkaro gekleidet, was Ricardo noch nie gesehen hatte, und trug einen Kilt, was für Ricardo ebenfalls neu war, der

sich über die nackten Beine des Jungen wunderte – denn er trug Schuhe ohne Strümpfe. In der Hand hielt er einen seltsamen Schlagstock mit einem langen Griff und einem Ende, das mit Blei beschwert und mit Horn geschützt war. Damit zielte er auf einen kleinen weißen Ball und plötzlich schwang er den Stock hoch und schickte den Ball in die Luft über mehrere Bäume und außer Sicht.

Prinz Ricardo trat zu diesem Jungen, nahm seine Mütze ab und sagte:

„Ich glaube, ich habe die Ehre, den Prinzen von Wales anzusprechen?“

Prinz Charles schrak beim Anblick eines Gentlemans zusammen, der in langen Reitstiefeln steckte, mit einem Breitschwert umgürtet war, das damals nicht allgemein getragen wurde, und einen persischen Teppich unter dem Arm trug.

„So werde ich genannt, Sir,“ sagte er, „von denen, die mir den Titel gaben, welcher mir rechtens gehört. Darf ich den Grund erfahren, der mir das Vergnügen dieser unerwarteten Unterredung verschafft?“

„Oh, ich bin Prinz Ricardo von Pantofflien!“ sagte Dick. „Ich habe heute morgen einen Brief von Euch erhalten und ich glaube, Ihr wollt mich sehen.“

„Von Pantofflien, Sir,“ sagte Prinz Charles, „aber das ist ja hunderte von Meilen entfernt!“

„Es ist eine beträchtliche Strecke,“ sagte Dick, „aber nur ein Schritt, wenn man Sieben-Meilen-Stiefel wie meine trägt.“

„Mein lieber Prinz,“ sagte Charles, warf sich voll Entzücken in Ricardos Arme und küßte ihn auf italienische Art, was Dick gar nicht mochte, „Ihr seid tatsächlich Eurer Reputation würdig; und dies sind die berühmten Sieben-Meilen-Stiefel? Harry,“ rief er seinem Bruder zu, „komm sofort her und laß mich dich Seiner Königlichen Hoheit, unserem glorreichen Alliierten, Prinz Ricardo von Pantofflien, vorstellen. Der Herzog von York – Prinz Ricardo von Pantofflien. Seid miteinander bekannt!“

Der Prinz verneigte sich auf würdevollste Weise.

„Hört mal,“ sagte Dick, der selten dem Standard königlicher Konversation völlig entsprach, „was für ein Spiel habt Ihr gerade gemacht? Das kenne ich nicht. Ihr habt den Ball ungeheuer weit geschlagen.“

„Das Spiel heißt Golf und ist der Lieblingszeitvertreib meiner loyalen schottischen Untertanen,“ sagte Prinz Charles. „Aus diesem Grund, damit ich fähig bin, die Lustbarkeiten meines Volkes zu teilen, meines Volkes, das zu einem ruhmvollen Sieg zu führen ich hoffe, gefolgt von einer friedlichen und gedeihlichen Herrschaft, erwerbe ich eine schwierige Kunst. Ich übe auch, ohne Strümpfe zu laufen, um meine Füße abzuhärten,“ sagte er in vertraulichem Ton. „Ich vermute, daß eine Menge langer Märsche vor mir liegt, und ich wollte keine Speerlänge hinter dem robustesten Hochländer zurückbleiben.“

„Beim Jupiter! Ich habe Respekt vor Euch,“ sagte Dick mit größter Aufrichtigkeit; „aber ich glaube nicht, daß Ihr mit mir an Eurer Seite viele Märsche werdet machen müssen. Es wird alles schlicht und einfach sein.“

„Bitte erklärt Euren Plan,“ sagte Prinz Charles. „Die Aufgabe, den Thron meiner Väter zurückzuerobern, ist nicht so einfach, wie Ihr zu vermuten scheint.“

„Ich habe schon ziemlich viele schwierige Sachen gemacht,“ sagte Dick bescheiden.

„Der Sieger über den Magier Gorgonzola und den Riesen, der nie wußte, wann er genug hat, braucht mir das nicht zu sagen,“ antwortete Prinz Charles mit einer höflichen Anspielung auf zwei der erstaunlichsten Abenteuer Ricardos.

„Ach, ich habe sehr wenig zu bieten, auf das ich stolz sein kann, wirklich,“ sagte Dick errötend; „jeder könnte soviel machen mit meinen Feensachen, von denen Ihr zweifellos gehört habt. Mit diesem Schwert der Schärfe und einer Kappe der Dunkelheit und so weiter hat man einen großen Vorteil gegenüber fast allem.“

„Und Ihr besitzt wirklich diese Talismane?“ sagte der Prinz.

„Gewiß. Ihr seht, wie wenig Zeit ich gebraucht habe, um auf Euren Brief aus Pantofflien zu kommen.“

„Und hat die Heilige Kirche,“ fragte der Herzog von York besorgt, „ihre Billigung und ihren Segen diesen Instrumenten einer Kunst gegeben, die sie gewöhnlich in ihrer Weisheit verboten hat?“

„Ach, laß doch die Heilige Kirche, Harry!“ sagte Prinz Charles. „Das hier ist *geschäftlich*. Außerdem sind die Engländer Protestanten.“

„Ich bete täglich für ihre Konversion,“ sagte der Herzog von York.

„Der Zweck heiligt die Mittel, wie du weißt,“ antwortete Prinz Charles. „In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt.“

„Das will ich meinen,“ sagte Ricardo, „vor allem gegen diese Widerlinge von Kurfürsten; sie machen manchmal zu Hause Scherereien.“

„Seid auch Ihr von einem Kurfürsten geplagt?“ fragte Prinz Charles.

„*Einem* Kurfürsten? In jedem Kurort spielen sie sich gewaltig auf!“ erwiderte Dick, der nie etwas von Politik verstanden hatte.

Prinz Charles sah verwirrt aus, bat aber Dick, seinen großen Plan zu erläutern.

Sie setzten sich im Gras nieder und Ricardo legte ihnen dar, wie er beabsichtigte, es zu bewerkstelligen, so wie er es Jaqueline erzählt hatte. Wie gesagt, nichts konnte einfacher sein.

„Brechen wir sofort auf,“ sagte er und nachdem er Prinz Charles bewogen hatte, sich auf den magischen Teppich zu setzen, rief er:

„England! St. James’s Palast!“

Aber nichts geschah.

Der Teppich war nicht der richtige, sondern der, den König Prigio an seine Stelle getan hatte.

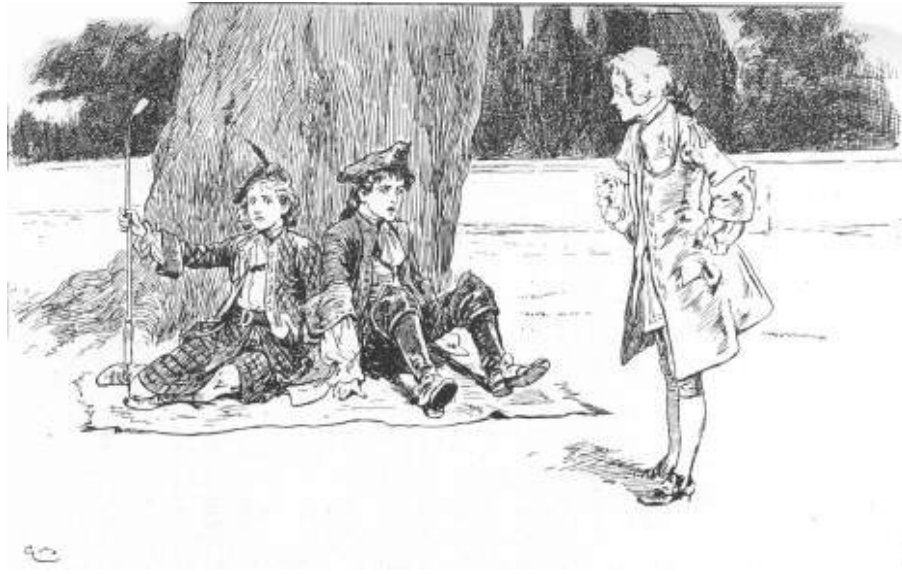
„Na los! England, habe ich gesagt!“ rief Dick.

Aber da blieben sie, unter der Kastanie, auf dem Teppich sitzend über dem blumigen Gras.

Prinz Charles sprang auf die Füße, das Gesicht wie Feuer, die Augen glühend.

„Genug von diesem Unfug, Sir!“ sagte er. „Es ist leicht, aber feige, sich über einen unglücklichen Prinzen lustig zu machen. Nehmt Euren Teppich und verschwindet, hinaus aus dem Garten oder Eure Schultern sollen meinen Schläger kosten.“

„Da ist ein Irrtum geschehen,“ sagte Ricardo, „versehentlich ist der falsche Teppich mitgebracht worden oder der Teppich hat seine Fähigkeit verloren.“



„In dieser heiligen Stadt, gesegnet durch die Anwesenheit Seiner Heiligkeit des Papstes und der Relikte so vieler Märtyrer und Heiligen, mag Magie sehr wohl aufhören, wirksam zu sein,“ sagte der Herzog von York.

„Unsinn! Ihr seid ein Betrüger! Verschwindet aus meinen Augen!“ rief Prinz Charles und hob seinen Golfschläger.

Dick riß ihn Charles aus der Hand und zerbrach einen Holzschläger so fein, wie er nur aus Robertson's Geschäft in St. Andrews kommen konnte, über dem Knie.

„Die Streitereien zwischen Prinzen werden nicht mit Schlägern geregelt, Sir! Zieht und verteidigt Euch!“ sagte er, schüttelte die Stiefel ab und stand in Socken auf dem Gras.

Stellt euch das Entsetzen der armen Jaqueline vor, die diese schreckliche Szene des Zorns aus einer Falte in Prinz Ricardos Kleidung miterlebte. Was konnte das Mädchen machen, um das Leben zweier Prinzen, Hoffnung einer Nation und einer respektablen Minderheit in einer anderen, zu retten?

Im Nu blitzte Prinz Charles' Rapier im Sonnenschein und er nahm die eleganteste Fechthaltung ein, die linke Hand graziös erhoben und gekrümmt.

Dick zog sein Schwert, aber plötzlich warf er es wieder hin.

„Zum Henker!“ rief er. „Ich kann Euch *damit* nicht schlagen! Dies ist das Schwert der Schärfe: es würde bei einer Berührung durch Euren Stahl und Euren Hals schneiden.“

Er hielt inne und überlegte.

„Laß mich Eure Königliche Hoheit dringend bitten,“ sagte er zum Herzog von York, der schrecklich aufgeregt war, „Eure Klinge einer Hand zu leihen, die nicht weniger königlich ist als Eure eigene.“

„Gib sie ihm, Hal!“ sagte Prinz Charles, der mit der Spitze seines Schwertes auf dem Boden, die Klinge gebogen, dastand. „Er scheint seinen eignen Blödsinn zu glauben.“

Der Herzog reichte sein Schwert; Dick nahm es, holte tief Luft und stürzte auf Prinz Charles zu.

Nun hatte Ricardo immer seine Fechtübungen vernachlässigt. „Wozu sollen sie gut sein,“ pflegte er zu sagen, „das ganze Stampfen und Haltungen einnehmen und Ha-Haa-en? Für *mich* ist das Schwert der Schärfe gut genug.“

Aber jetzt konnte er das Schwert der Schärfe nicht ehrenhaft verwenden; deshalb kam er nun heran, indem er das Rapier wie ein Claymore schwang, und machte einen Schlag gegen Prinz Charles' Kopf.

Der höchst erstaunte Prinz parierte erstklassig, machte einen Gegenstoß und traf Dick an der Hand.

In diesem Moment machte Jaqueline das, woran sie hätte früher gedacht haben sollen. Sie flog aus Dicks Jacke und stach den alten König James in seine königliche Nase. Der König wachte auf, zerquetschte fast die Prinzessin (so gefährlich ist das Praktizieren von Magie für die Künstlerin), sprang dann auf und sah Dicks Klinge in der Sonne glitzernd durch die Luft fliegen. Der Prinz hatte ihn entwaffnet.

„*Hullo! What's all this? A moi, mes gardes!*“ rief der alte König auf Englisch und Französisch und dann rannte er herbei, gerade rechtzeitig, um Prinz Charles sagen zu hören:

„Sir, behaltet euer Leben! Ich kann einen unbewaffneten Mann nicht schlagen. Ein Prinz mögt Ihr sein, aber die Leibesübungen eines Gentlemans habt Ihr nicht erlernt.“

„Was ist das alles, Carluccio?“ fragte der alte König. „Blanke Schwerter! Prügeleien in meiner Gegenwart! Blutende Wunden!“ Denn Dicks Hand blutete beträchtlich.

Prinz Charles erklärte so kurz wie möglich die ungewöhnliche Beschaffenheit der Umstände.

„Ein König muß beide Seiten hören,“ sagte König James. „Welche Antwort habt Ihr, Sir, auf die Äußerungen Seiner Königlichen Hoheit?“

„Der Teppich wollte nicht funktionieren, Sir,“ sagte Dick. „Das ist noch nie zuvor passiert. Hätte ich mein eigenes Schwert benutzt,“ und er erklärte dessen Eigenschaften, „wäre der Prinz von Wales nicht mehr am Leben, um seine Geschichte zu erzählen. Mehr kann ich nicht sagen, außer meine Entschuldigung für eine Enttäuschung anzubieten, die ich nicht voraussehen konnte. Ein Gentleman kann nur sagen, daß es ihm leid tut. Aber Augenblick mal!“ fügte er hinzu; „ich kann wenigstens beweisen, daß mein Vertrauen in einige meiner Hilfsmittel nicht unangebracht ist. Bittet mich, etwas – irgend etwas – vom Ende der Welt zu bringen, und es wird in Euren Händen sein. Fairer kann ich nichts sagen.“

König James überlegte, während Prinz Ricardo die Sieben-Meilen-Stiefel anzog, derer er sich entledigt hatte, um freier kämpfen zu können, und der Herzog von York Dicks Hand mit einem Taschentuch verband.

„Bringt mir,“ sagte Seine Majestät, „Lord Lovats Schnupftabaksdose.“

„Wo wohnt er?“ sagte Dick.

„Bei Gortuleg in Schottland,“ antwortete König James.

Dick war außer Sicht, bevor noch die Worte zu Ende gesprochen waren, und nach zehn Minuten wieder zurück, wobei er eine große Bockshorn-Schnupftabaksdose trug, die oben ein großes Cairngormbild und das Frazer-Wappen aufwies.

„Höchst erstaunlich!“ sagte König James.

„Ein Wunder!“ sagte der Herzog von York.

„Ihr habt Euren Charakter vollständig reingewaschen,“ sagte der König. „Eure Ehre ist unbefleckt, obwohl es schade mit dem Teppich ist. Euer Edelmut, unter der größten Provokation Euer magisches Schwert nicht zu benutzen, versöhnt mich wieder mit dieser erneuten Vereitelung meiner Hoffnungen. Alle meine Verbündeten enttäuschen mich,“ sagte der arme König mit einem Seufzer; „Ihr allein habt mit Ehre enttäuscht. Carluccio, umarme den Prinzen.“

Sie fielen sich in die Arme.

„Prinz,“ sagte Dick, „Ihr habt mir eine Lektion erteilt, für die ich nicht undankbar sein werde. Mit jeder Klinge, mit der ein Gentleman fähig sein sollte, sich in fairem Kampf zu behaupten, werde ich nicht länger meine Fechtübungen vernachlässigen.“

„Mit jeder Klinge,“ sagte Prinz Charles, „werde ich glücklich sein, Prinz Ricardo auf einem Schlachtfeld an meiner Seite zu sehen. Wir sollen nicht von einander scheiden, bis ich euch bewogen habe, ein Schwert zu akzeptieren, das gegen einen anderen so edlen Kontrahenten zu ziehen ich niemals hoffen kann. Im Krieg ist meine Waffe das Claymore.“

Hier reichte Prinz Charles dem Prinzen Ricardo den mit Rubinen besetzten Griff seines Rapiers, das eine schöne weiße Haifischhaut-Scheide hatte.

„Ihr müßt es akzeptieren, Sir,“ sagte König James, „der Griff enthält die Rubinen von John Sobieski.“

„Danke, Prinz,“ sagte Ricardo, „für die Waffe, die zu führen ich lernen werde; und ich bitte Euch, mich mit der Annahme dieses Feengeschenks zu ehren – das *Ihr* nicht braucht – ein Ring, der alle Menschen treu dem Träger macht.“

Der Prinz von Wales verneigte sich und steckte den Talisman auf den Finger.

Dann hob Ricardo nach ein paar höflichen Worten von beiden Seiten seinen nutzlosen Teppich auf, nahm Abschied von der königlichen Gruppe und, mit Jaqueline immer noch unter seinem Kragen versteckt, kehrte in höchstem Tempo, aber mit schwerem Herzen, zurück nach Pantofflien, wo der Palastgong gerade zum Lunch rief.

Ricardo mischte sich nie wieder in ausländische Angelegenheiten ein, aber sein Ring erwies sich als sehr nützlich für Prinz Charles, wie ihr vielleicht in den Geschichtsbüchern gelesen habt.

Kapitel VI

Ricardos Reue

Die Königin lunchte glücklicherweise mit einer ihrer Hofdamen. Ricardo kam nicht zum Lunch herunter und Jaqueline aß allein; sie fühlte sich sehr niedergeschlagen. Der Prinz war gewiß nicht gut aus dem Abenteuer herausgekommen. Er war gescheitert (wie alle Versuche, die Stuarts wiedereinzusetzen, gescheitert waren); er war verwundet worden, obwohl er bei allen seinen früheren Taten niemals auch nur einen Kratzer abbekommen hatte; und wenn seine Ehre in Sicherheit war und seine guten Absichten vollkommen verstanden wurden, so war dies hauptsächlich Jaqueline zu verdanken und König James' und Prinz Charles' Großmut. „Was macht er wohl?“ sagte sie sich und schließlich ging sie hinauf und klopfte an Ricardos Tür.



„Geht weg,“ sagte er; „ich will niemanden sehen. Wer ist da?“

„Nur ich – Jaqueline.“

„Geh weg! Ich will niemanden.“

„Laß mich doch rein, lieber Dick; ich habe gute Neuigkeiten für dich,“ sagte die Prinzessin.

„Was ist es?“ sagte Ricardo, indem er die Tür aufschloß. „Warum belästigst du einen Mann so?“

Er hatte geweint – seine Hand tat ihm offensichtlich sehr weh; er sah mächtig verdrossen aus und war es tatsächlich,

„Wie bist du in England zurechtgekommen, Dick?“ fragte die Prinzessin, wobei sie keine Notiz von seiner bandagierten Hand nahm.

„Ach, frag mich nicht!“ sagte Ricardo. „Ich bin gar nicht in England gewesen.“

„Wieso, was ist passiert?“

„Alles, was grauenvoll ist,“ sagte Dick; und dann, unfähig, es länger bei sich zu behalten, sagte er: „Ich habe versagt, mein Versprechen zu halten; ich bin beleidigt worden; ich bin von einem Burschen, jünger als ich, besiegt worden; und oh, meine Hand tut so weh und ich habe solche Kopfschmerzen! Und was soll ich meiner Mutter sagen, wenn sie fragt, weshalb mein Arm in einer Schlinge ist? Und was wird mein Vater sagen? Ich bin ganz zusammengebrochen und verzweifelt. Ich glaube, ich laufe weg zur See,“ und tatsächlich sah er ganz verstört und elend aus.

„Erzähl mir, wie alles geschehen ist, Dick,“ sagte die Prinzessin; „ich bin sicher, daß es nicht so schlimm ist, wie du behauptest. Vielleicht kann ich dir helfen.“

„Wie kann ein Mädchen einem Mann helfen?“ rief Dick aufgebracht und die arme Jaqueline, die daran dachte, wie sie ihm geholfen hatte, indem sie ihr eigenes Leben riskierte, als König James sie in der Gestalt eines Moskitos beinahe zerquetschte, wandte den Kopf ab und weinte still.

„Ich bin ein Scheusal,“ sagte Dick. „Ich bitte um Verzeihung, liebe Jack. Du bist immer ein feiner Kerl, will ich sagen, aber ich sehe nicht, wie du mir helfen kannst.“

Dann erzählte er ihr die ganze Geschichte (die sie natürlich sehr gut kannte) außer dem Teil, den der Mosquito gespielt hatte und von dem er nichts wissen konnte.

„Ich bin mir sicher, daß es nicht so schlimm war, wie du es hingestellt hast, Dick,“ sagte sie. „Sieh mal, der alte König, der nicht sehr klug ist, aber ein vollkommen ehrenwerter Gentleman, hat dir das höchste Lob erteilt.“ Sie dachte daran, ihn ein bißchen wegen des Ungehorsams gegenüber seinem Vater zu schulmeistern, aber es schien keine gute Gelegenheit zu sein. Außerdem war Jaqueline kürzlich selbst geschulmeistert worden und es hatte sie nicht gerade gefreut.

„Was soll ich meiner Mutter sagen?“ wiederholte Dick.

„Wir müssen uns etwas ausdenken,“ sagte Jaqueline.

„Ich kann meiner Mutter nichts anderes sagen als die Wahrheit,“ fuhr Ricardo fort. „Hier ist meine Hand; wie sie brennt! Und Mutter muß es herausfinden.“

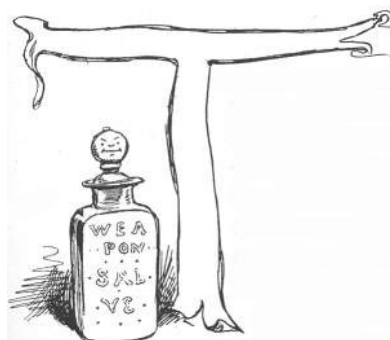
„Ich glaube, ich kann sie heilen,“ sagte Jaqueline. „Hast du nicht gesagt, daß Prinz Charles dir sein Schwert geschenkt hat?“

„Ja, hier ist es, aber was hat es damit zu tun?“

„Alles auf der Welt hat es damit zu tun, mein lieber Dick. Was für ein Glück, daß er es dir geschenkt hat.“

Und sie lief zu ihrem Zimmer und holte eine schöne goldene Schatulle, die ihre Medizin enthielt.

Sie nahm ein kleines Fläschchen heraus, markiert (in Smaragdbuchstaben) „Waffensalbe“.



Die Prinzessin zog das glänzende Schwert, entnahm ein bißchen von der Salbe und strich sie auf ein weiches seidenes Taschentuch.

„Was willst du mit dem Schwert machen?“ fragte Ricardo.

„Es ein bißchen polieren,“ sagte Jaqueline lächelnd und begann, sanft die Spitze des Rapiers mit der Salbe einzureiben.

Als sie dies machte, hörte Ricardos Arm auf wehzutun und der schmerzhafteste Ausdruck verschwand von seinem Mund.

„Nanu, ich fühle mich viel besser!“ sagte er. „Ich kann meine Hand so gut wie eh und je gebrauchen.“

Dann machte er das blutbefleckte Taschentuch ab und siehe, da war nicht einmal eine Narbe, wo die Wunde gewesen war! Denn dies war die berühmte Waffensalbe, von der ihr vielleicht bei Sir Kenelm Digby gelesen habt, und welche die Lady von Branhome in der *Ballade vom letzten Spielmann* benutzte. Aber das Geheimnis ihrer Herstellung ist schon lange verlorengegangen außer in Pantofflien.

„Du bist das beste Mädchen auf der Welt, Jaqueline,“ sagte Ricardo. „Du darfst mir einen Kuß geben, wenn du magst, und ich werde dich nicht mehr ‚Jack‘ nennen oder dich auslachen, weil du Bücher liest. Schließlich ist an Büchern etwas dran.“

Die Prinzessin machte von Ricardos Erlaubnis keinen Gebrauch, aber empfahl ihm, sich hinzulegen und zu versuchen zu schlafen.

„Aber hör mal,“ sagte er, „was ist mit meinem Vater?“

„Der König braucht davon niemals etwas zu erfahren,“ sagte Jaqueline, „nicht wahr?“

„Oh, das geht nicht! Ich erzähle meinem Vater alles; andererseits hatte ich zuvor ihm nichts dergleichen zu erzählen. Was hältst du davon, Jaqueline, wenn du ihm die Angelegenheit berichtest? Er hat dich sehr gern. Erzähl ihm einfach, was ich dir erzählt habe; jedes Wort ist wahr und er sollte es erfahren. Er könnte etwas darüber im *Mercure de France* sehen.“

Dies war *die* Zeitung der Epoche.

„Ich glaube nicht, daß es in die Zeitungen kommt,“ sagte Jaqueline lächelnd. „Niemand könnte es erzählen außer dem König und den Prinzen, und sie haben Gründe, es für sich zu behalten.“

„Dem jüngeren traue ich nicht,“ sagte Dick trübsinnig. „Ich habe nicht viel übrig für diesen jungen Mann. Jedenfalls *muß* es meinem Vater erzählt werden und wenn du nicht willst, muß ich.“

„Na gut, ich erzähl's ihm,“ sagte Jaqueline. „Und jetzt leg dich bis zum Abend hin.“

Nach dem Essen erzählte Jaqueline im Wintergarten dem König alles darüber.

Seine Majestät war sehr bewegt.

„Welch außerordentliches Pech diese Familie hat!“ dachte er. „Wenn ich nicht den Teppich ausgetauscht hätte, ein bloßer Zufall, hätte Prinz Charles heute abend in St. James's diniert und König George in Hannover. Das war äußerst knapp!“

„Diese Einmischung in faktische Angelegenheiten geht überhaupt nicht,“ sagte er laut.

„Dick hat seine Lektion gelernt, Sire,“ sagte die Prinzessin. „Er sagt, er wird sich nie wieder in die Politik einmischen, was immer geschehen mag. Und er sagt, er wird alles über Politik studieren, denn er kommt sich furchtbar ignorant vor, und vor allem will er sein Fechten üben.“

Diese Bemerkungen waren nicht Teil des Gesprächs zwischen Ricardo und Jaqueline gewesen, aber sie war der Ansicht, daß Dick dies alles *meinte*, und tatsächlich machte er es.

„So weit, so gut,“ sagte der König. „Aber Jaqueline, dieser Moskito?“ Denn sie hatte ihm von diesem Teil des Abenteuers erzählt. „Das war ein sehr zweckmäßiger Moskito, obwohl ich nicht weiß, wie Dick ihn aus der Entfernung sehen konnte. Ich vermute, daß *du* dabei die Hand im Spiel hattest, meine Liebe, und ich bin froh, daß du solchen lieben und klugen Gebrauch von dem Unterricht der guten Fee Paribanou machst. Jaqueline,“ fügte er feierlich hinzu, wobei er die Hand auf ihren Kopf legte, „du hast die Ehre Pantoffliens gerettet, die mir teurer ist als mein Leben. Ich erschauere bei dem Gedanken, was ohne deine Hilfe hätte geschehen können?“

Die Prinzessin errötete sehr und fühlte sich sehr glücklich.

„Nun lauf zur Königin, meine Liebe,“ sagte Seine Majestät. „Ich möchte über die Sache nachdenken.“

Er dachte über sie nach und je mehr er dachte, desto mehr empfand er die Unannehmlichkeit, den Besitz von Feensachen zu hüten.

„Erst eine Mondfinsternis, fast so möglich wie bald danach eine Revolution!“ sagte er sich. „Ohne Jaqueline wäre Ricardos Verhaltensweise ringsum ausposaunt worden, England wäre verärgert gewesen. Freilich, es kann nicht leicht gegen Pantofflien vorgehen; wir haben keine Meeresküste und sind von freundlichen Ländern umgeben. Aber es wäre eine kitschige und entehrende Situation gewesen. Ich muß wirklich mit Dick sprechen,“ was er am nächsten Morgen nach dem Frühstück tat.

„Du hast meine Regeln verletzt, Ricardo,“ sagte er. „Gewiß, es ist kein großer Schaden entstanden und du hast es freimütig einbekannt; aber wie soll ich dir noch weiterhin vertrauen?“

„Ich gebe Euch mein heiliges Ehrenwort, Vater, daß ich niemals wieder an der Politik herumpfuschen oder zu einer Expedition aufbrechen werde, ohne es Euch zu sagen. Ich habe genug davon. Und ich werde eine neue Seite aufschlagen. Ich habe gelernt, mich meiner Unwissenheit zu schämen, und ich habe Francalanza kommen lassen und werde jeden Tag fechten und lesen wie nur irgendwas.“

„Sehr gut,“ sagte der König. „Ich glaube, du meinst, was du sagst. Nun geh zu deiner Fechtstunde.“

„Aber hört mal, Vater,“ sagte Ricardo, „war es nicht merkwürdig mit dem magischen Teppich?“

„Ich habe dir gesagt, diesen Sachen nicht zu trauen,“ sagte der König. „Irgend ein Zauberer kann ihn seiner Macht beraubt haben, er kann abgenutzt sein, jemand kann ihn durch einen gewöhnlichen persischen Teppich ersetzt haben; alles kann passieren. Du *mußt* lernen, dich auf dich selbst zu verlassen. Nun verschwinde, ich bin beschäftigt. Und denk daran, rühr dich nicht ohne meine Erlaubnis.“

Der Prinz ging und bald konnten die Geräusche von stampfenden Füßen und „*un, deux, doublez, degagez, vite; contre de carte*“ und so weiter in einem großen Teil des königlichen Etablissements gehört werden.

Kapitel VII

Prinz Ricardo und ein alter Feind

„Es gibt ein Scheusal, von dem ich wünschte, ich könnte es in die Pfanne hauen,“ sagte Ricardo eines Morgens beim Frühstück, den Mund voll mit Sardinen.

„Wirklich, Ricardo, deine Sprache ist höchst unprinzlich,“ sagte sein erlauchter Vater. „Ich bemerke das immer wieder. Du meinst wohl, vermute ich, daß es einen Feind von menschlicher Natur gibt, den zu beseitigen du wünschst. Wie heißt der todgeweihte Feind?“

„Na, er ist der größte Schurke in der Geschichte,“ sagte Ricardo. „Ihr müßt von ihm gelesen haben, Sir, der Gelbe Zwerg.“



„Ja, ich habe gewiß studiert, was über ihn erzählt wird,“ sagte der König. „er ist nicht gerade mein Liebling.“

„Wie Ihr feststellt, Sir, ist er der einzige von allen Halunken, über die uns unsere Vorfahren informieren, der dem Schicksal entronnen ist, das er reichlich vom Schwert eines guten Ritters verdient hat.“

Ihr mögt hier bemerken, daß Dick, seit er seine Studien betrieb, wie ein gedrucktes Buch sprechen konnte, wenn er wollte, was vorher keineswegs der Fall gewesen war.

„Wenn Ihr Euch erinnert, Sir, putzte er weg – ich meine, tötete er – den König der Goldenen Minen und die schöne, wenn auch frivole Prinzessin Frutilla. Alles, was die freundliche Mermaid für sie tun konnte, war, sie in ein Paar schöner Bäume zu verwandeln, die ihre Zweige miteinander verflochten. Nicht viel Sinn *darin*, Sir! Und nichts wurde gegen den Halunken unternommen. Vielleicht macht er immer noch weiter, und mit Eurer Erlaubnis will ich einen Schwertstreich gegen ihn wagen. Francalanza sagt, daß ich ungewöhnliche Fortschritte mache.“

„Du wirst das gewohnte Schwert der Schärfe nehmen,“ sagte Seine Majestät.

„Was, Sir, gegen einen Zwerg? Ich nicht, wirklich; ein gewöhnliches kleines Schwert ist gut genug, um ihn zu erledigen.“

„Man sagt, er sei beim Fechten sehr raffiniert,“ sagte der König, „und außerdem habe ich etwas von einem Diamantschwert gehört, das er dem König der Goldenen Minen gestohlen hat.“

„Wahrscheinlich hat er es verloren oder verkauft, der schäbige kleine Schurke; wie auch immer, ich riskiere es. Und jetzt muß ich meine Vorbereitungen treffen.“

Der König fragte nicht, worin sie bestanden; in der Regel waren sie einfach. Als er aber an diesem Tag im Geschäft des Optikers mit dem Rücken zur Tür stand, hörte er Dick hereinkommen und eine rosafarbene Brille verlangen, die er sofort erhielt. Die Leute von Pantofflia waren es gewohnt, sie zu tragen; sie sagten, die Brille verbessere den Teint der Damen, mit denen sie sich trafen, und füge den Dingen im allgemeinen gute Laune hinzu.

„Nur einfaches rosa Glas, Herr Spex,“ sagte Dick, „ich bin nicht kurzsichtig.“

„Der Junge fängt an, etwas Verstand zu zeigen,“ sagte sich der König, der die Eigenarten und Schwierigkeiten der Expedition kannte.

Ricardo verbarg vor ihm nicht die Absicht, einen Dandie Dinmont Terrier namens Pepper mitzunehmen, und der König, der das Motiv dieser Vorsichtsmaßnahme verstand, stimmte ihr still zu.

„Der Junge ist zu einiger Zielgerichtetheit und Voraussicht gekommen,“ sagte der König und er schoß eine beträchtliche Summe für den Kauf von Krokodileiern vor, die man selten ganz frisch bekommt. Als Jacqueline die Eier mit Hirsesamen und Kandiszucker zu einem Kuchen für die Löwen des Zwergs gemacht hatte, gab Ricardo bekannt, daß seine Vorbereitungen komplett waren.

Um nicht nur der Sklave der Gewohnheit zu sein, machte er die Expedition zu Pferde, und die einzige magische Sache, die er mitnahm, war die Kappe der Dunkelheit (diejenige, die nicht funktionieren würde, aber das wußte er nicht), und diese steckte er für zukünftigen Gebrauch in die Tasche. Mit einer Menge Eier- und Orangenmarmelade-Sandwichs und kalten Hackfleischschnitten, *stieß er vorwärts* in die Wildnis zu dem Land, in dem der Gelbe Zwerg wohnte. Die Prinzessin war froh, daß er ritt, denn sie begleitete ihn insgeheim in der Gestalt einer Wespe, und eine Wespe hätte natürlich nicht mit ihm in seinen Sieben-Meilen-Stiefeln Schritt halten können.

„Zum Teufel mit dem Quälgeist!“ sagte Prinz Ricardo mehrmals und schlug mit seinem Taschentuch nach ihr, wenn sie in sein Ohr und um den Kopf des Pferdes surrte.



Inzwischen hatte König Prigio seine Vorsichtsmaßnahmen getroffen, die ganz einfach waren. Als er dachte, Ricardo nähere sich dem Ziel, setzte der König seine Wunschkappe auf, ließ sich vor der magischen Kristallkugel nieder und behielt die Begebenheiten im Auge, bereit, das Richtige zu wünschen, um Ricardo im rechten Moment zu helfen. Er ließ das Fenster weit offen, rauchte seine Zigarre und schien das Muster eines guten und weisen Vaters zu sein, der das Verhalten eines vielversprechenden Sohnes beobachtet.

Der Prinz ritt und ritt, wobei er manchmal Pepper auf seinen Sattel hochnahm; ritt durch Wälder, schlief in einsamen Gasthäusern, durchquerte Flüsse, bis er eines Tages sah, daß die Luft Gelb wurde. Er wußte, daß dies die Gegend von Jaunia oder Daunia anzeigte, dem Land des Gelben Zwergs. Er zog deshalb die Zügel an, setzte seine rosafarbene Brille auf die Nase und gab dem Pferd die Sporen, denn das gelbe Licht von Jaunia macht Leute trübsinnig und feige. Als er vorwärts preschte, stolperte das Pferd und fiel beinahe auf die Nase. Der Prinz stellte fest, daß quer über die Straße eine Stahlkette gespannt worden war.

„Welcher Schuft hat das gewagt!“ rief er, als sein Hut von einer gut gezielten Orange aus einem nahen Orangenbaum hinuntergeschlagen wurde und eine vulgäre Stimme quiekte: „He, Blindgänger!“

Da war der Gelbe Zwerg, eine abscheuliche kleine Gestalt, die in dem Baum saß, eine Orange auslutschte, mit den hölzernen Schuhen schlenkerte und über das ganze runzlige Gesicht grinste.

„Na, junger Blindgänger!“ sagte der Zwerg, „was machst du in meinem Land? Du bist ein Prinz, so wie du aussiehst. Bah! Nieder mit den Königen! Ich bin ein Mann des Volkes!“

„Du bist ein Zwerg der schlimmsten Sorte, *das* bist du,“ sagte Ricardo, „und laß mich dich nur erwischen und ich werde mit meiner Reitpeitsche das Leben aus dir herausprügeln!“

Schon allein von dem Gesicht des Zwergs, selbst durch eine rosa Brille gesehen, wurde ihm fast übel.

„Ja, wenn du mich erwischen kannst,“ sagte der Zwerg, „aber das ist nicht heute und auch nicht morgen. Was machst du hier? Bist du ein Abgesandter, vielleicht gekommen, um mir eine Heiratspartie vorzuschlagen? Ich bin nicht stolz; ich höre dir zu. Man sagt, da gebe es ein recht gut aussehendes Frauenzimmer in deiner Gegend, die Prinzessin Jaqueline.“

„Erwähne den Namen dieser Lady, du Schurke,“ rief Dick, „und ich fälle deinen Orangenbaum!“ Und er wünschte, er hätte das Schwert der Schärfe mitgebracht, denn man kann einen Baum nicht mit der Spitze eines Rapiers niederstoßen.

„Bist wohl selber auf sie scharf?“ sagte der Zwerg, wobei er mit einem widerwärtigen Grinsen seine gelben Zähne zeigte, während Ricardo vor Wut ganz bleich wurde und nicht wußte, wie er mit diesem unerträglichen kleinen Monster verfahren sollte.

„Ich bin Witwer,“ sagte der Zwerg, „obwohl ich nicht mehr trauere,“ denn er trug eine schmutzige lehmfarbene Gelbe Jacke. „Meine erlauchte Gemahlin, die Prinzessin Frutilla, benahm sich nicht besonders nett und ich mußte meine Ehre rächen; tatsächlich bin ich für alle Angebote offen, wie bescheiden auch immer. Bringe ein beängstigendes Opfer! Komm zu meiner Behausung“ (er zeigte auf eine dreckige Lehmhütte, völlig von Disteln, Nesseln und schwarzem, sumpfigem Wasser umgeben) „und ich spreche über deine Vorschläge.“

„Halte deine unverschämte Klappe!“ sagte Dick. „Prinzessin Frutilla war eine gekränkte Heilige und was die Lady betrifft, deren Namen ich nicht in deiner beschmutzenden Gegenwart aussprechen werde, so bin ich ihr Ritter und fordere dich zu tödlichem Kampf heraus!“

Wir können uns wohl vorstellen, wie froh die Prinzessin war, als sie (in Gestalt der Wespe) Dick sagen hörte, er sei ihr Ritter; nicht daß er tatsächlich zuvor an so etwas gedacht hatte.

„Oh! Du bist für einen Kampf, ja?“ höhnte der Zwerg. „Ich könnte dir sagen, lieber jemanden von deinem Gewicht zu hauen, aber ich habe keine Angst vor sechs deiner Größe. Bah! Mammis Balg! Sieh mal, junger Blindgänger, ich will dir nichts tun. Dreh einfach den ollen Klepper um und trotte zurück zu deiner Mammi Königin Rosalind in Pantoffeln. Weiß sie, daß du ausgegangen bist?“

„Ich werde recht schnell *in dich* gegangen sein,“ sagte Ricardo. „Aber warum wechsele ich Worte mit einem jämmerlichen Bauern?“

„Und kriegst auch nicht das beste von ihnen ab,“ sagte der Zwerg herausfordernd. „Aber ich werde kämpfen, wenn du es willst.“

Der Prinz sprang von seinem Pferd, indem er Pepper auf dem Sattel ließ.

Kaum hatte er den Boden berührt, als der Zwerg rief:

„He! Auf ihn, Billy! Auf ihn, Daniel! Auf ihn, gute Löwen, auf ihn!“ und mit schrecklichem Brüllen eilten von einem benachbarten Kartoffelfeld zwei Löwen auf Ricardo zu. Sie waren keine gewöhnlichen Löwen, behauptet die Historie, denn jeder hatte zwei Köpfe, jeder war über zwei Meter hoch mit vier Reihen Zähnen, ihre Haut stahlhart und leuchtend rot wie Marokkoleder.

Der Prinz behielt seine Geistesgegenwart; schnell warf er den Kuchen aus Krokodileiern, Hirsesamen und Kandiszucker den Löwen vor. Dies ist eine Köstlichkeit, der Löwen nie widerstehen können, und indem sie gierig zu ihr rannten, packten sie sich gegenseitig am Rachen und ihre acht Zahnreihen waren in einem grimmigen und tödlichen Existenzkampf ineinander verbissen.

Auf einen Blick erkannte der Zwerg die Situation.

„Verflucht sei, wer dir das beigebracht hat!“ schrie er und piffte dann auf schrille und vulgäre Weise auf seinen sehr schmutzigen Fingern. Auf seinen Ruf stürzte ein enormer spanischer Kater herbei, fertig gesattelt und aufgezümt, und sprühte Feuer aus den Augen. Während sich Ricardo auf sein Pferd schwang, war es für den rührigen Zwerg eine Sache von Sekunden, auf den Rücken des Katers zu springen. Dann drückte er in dessen Seiten Sporen (die, gräßlich zu berichten, auf natürliche Weise an seinen nackten Fersen wuchsen wie Sporen eines Hahns) und indem er den Kopf des Katers packte, zwang der Zwerg ihn, auf Ricardos Sattel zu springen. Das Diamantschwert, das den König der Goldenen Minen getötet hatte – das unbesiegbare Schwert, das Eisen wie Schilf zerteilt – war erhoben und blitzte in der Luft!

Genau in diesem Moment wollte König Prigio, der das ganze Geschehen in der magischen Kugel sah und um Ricardos Leben bangte, den Zwerg dorthin wünschen, wo der Pfeffer wächst, als durch das offene Fenster mit gewaltigem Schwirren ein riesiger Geier hereinkam und vom Kopf des Königs die Wunschkappe riß! Jetzt hatten Wünsche keinen Zweck.

Das abscheuliche Federvieh war die Fee der Wüste, die getreue Verbündete des Zwergs bei allen Arten von Übeltaten. Der Geier flog sofort aus dem Fenster und ah! mit welcher schrecklicher Beklemmung der König die Augen wieder auf die Kristallkugel richtete, kann nur ein elterliches Herz wissen. Würde er Ricardo blutend zu Füßen des scheußlichen Zwergs sehen? Der König wagte kaum hinzuschauen; noch nie zuvor hatte er das Wesen der Furcht gekannt. Aber er schaute doch hin und sah den Zwerg abgesehen und Pepper, den tapferen Dandie Dinmont, mit den Zähnen im Hals des monströsen spanischen Katers.

Kaum hatte er den Kater auf den Sattel seines Herrn springen sehen, warf sich Pepper, getreu dem Instinkt seiner Art, ihm an den Nacken, direkt hinter dem Kopf – der üblichen Stelle – und mit einem schrecklichen und verzweifelten Miauen gab der Kater (Peter hieß er) sein Leben auf.

Der Zwerg war im Nu auf den Beinen, schwang das Diamantschwert, das die gesamte Szene beleuchtete, und schrie höhnische Worte. Pepper stürzte an seine Fersen und blieb mit großer Gewandtheit der unbesiegbaren Klinge aus dem Weg.

„Ah!“ kreischte der Zwerg, als Pepper ihn an der Fessel packte. „Ruf deinen Hund zurück, du Feigling, komm von deinem Pferd herunter und kämpfe fair!“

In diesem Moment war der Zwerg, staubig, wahnsinnig vor Schmerzen und *gelb blutend*, ein Anblick, um den Kühnsten in Schrecken zu versetzen.

Dick sprang vom Sattel, aber so fürchterlich war die Erscheinung seines Gegners und so blendend war der Glanz des Diamantschwerts, daß er die Hand in die Tasche steckte, zog, wie er annahm, die Kappe der Dunkelheit hervor und setzte sie auf.

„Bah! Wer ist dein Hutmacher?“ rief der wütende Zwerg. „*Ich* sehe dich!“ Und er fiel zurück, täuschte an und macht einen Ausfall auf Dick, den keine tödliche Klinge hätte parieren können. Dem Prinzen gelang es (dank seinem exzellenten Training), gerade noch zur Seite zu treten, aber der Zwerg fand sich mit erstaunlicher Schnelligkeit wieder.

„Feigling, *lache*, Memme, Wegläufer!“ zischte er durch zusammengebissene Zähne und wollte gerade einen Stoß in Terz machen, der unfehlbar tödlich sein mußte, als Prinzessin Jaqueline in Gestalt der Wespe ihn heftig ins Handgelenk stach.

Mit einem Fluch, so schrecklich, daß wir nicht wagen, ihn hierher zu setzen, ließ der Zwerg das Schwert fallen, lutschte an dem verletzten Glied und fing an, vor Schmerzen herumzuhüpfen.



Im Nu war Ricardos Fuß auf der Klinge des Diamantschwertes, das er dreimal durch den Körper des Gelben Zwergs stieß. Sich fürchterlich windend verschied das kleine Monster, sein letzter Blick Mißachtung, sein letztes Wort eine Beleidigung:

„Bah! Brillenschlange!“

Prinz Ricardo wischte die Diamantklinge von ihren gelben Flecken rein.

„Prinzessin Frutilla ist gerächt!“ rief er. Dann schaute er nachdenklich auf seinen gefallenen Feind. „Friede seiner Asche,“ sagte er; „er starb in den Sielen!“

Als er sich bei dem Wort umdrehte, sah er, daß die beiden Löwen steif und tot waren, verbissen in des anderen blutige Rachen.

In diesem Moment tat König Prigio, der in die Kristallkugel schaute, einen großen Seufzer der Erleichterung. „Ende gut, alles gut,“ sagte er und zündete eine neue Zigarre an, denn er hatte der anderen in der Aufregung erlaubt auszugehen; „aber war das ein Kampf! Ich bin nicht zufrieden,“ fuhr Seine Majestät nachdenklich fort, „mit diesem Plan, die magischen Sachen auszuwechseln. Beim ersten Mal war es ohne große Bedeutung und ich konnte nicht wissen, daß der Junge auf eine Expedition gehen würde, ohne es mir anzukündigen. Aber bei der heutigen Affaire schuldet er seine Sicherheit völlig sich selbst und Pepper,“ denn er hatte die Wespe nicht gesehen. „Die Fee der Wüste hat mich ganz verblüfft; es war schrecklich. Ich werde die echten Feensachen heute abend wieder zurückschaffen. Was die Fee der Wüste betrifft,“ sagte er, wobei er vergaß, daß er seine Wunschkappe wieder aufhatte, „so wünschte ich, sie wäre tot.“

Ein dumpfes Ächzen und das Geräusch eines fallenden schweren Körpers unterbrachen den König. Er schaute überall im Zimmer umher, sah aber nichts. Er war allein!

„Sie muß unsichtbar im Zimmer gewesen sein,“ sagte der König und natürlich war sie in diesem Zustand gestorben. „Aber ich muß ihre Leiche finden!“

Wie ein Blinder tastete der König herum und schließlich entdeckte er den Leichnam der bösen Fee auf dem Sofa liegen. Er konnte ihn natürlich nicht sehen, aber er spürte ihn mit den Händen.

„Das ist sehr mißlich,“ bemerkte er. „Ich kann nicht nach den Dienern läuten und sie die Leiche wegbringen lassen. Da gibt es nur eins.“

So wünschte er, sie wäre in ihrer Familienpyramide in der ägyptischen Wüste und im Nu war das Sofa unbesetzt.

„Eine sehr gefährliche und rachsüchtige Feindin ist jetzt aus Ricardos Lebensweg beseitigt,“ sagte Seine Majestät und ging, sich zum Essen umzukleiden.

Inzwischen ritt Ricardo fröhlich nach Hause. Das gelbe Licht von Jaunia war verschwunden und rein blauer Himmel brach hoch oben durch, sobald der furchtbare Zwerg seinen letzten Atemzug getan hatte. Die armen zitternden Leute des Landes kamen aus ihren Hütten und begleiteten Dick, wobei sie jubelten und Rosen warfen, die gelb gewesen waren, aber jetzt erröteten, sobald der Zwerg gestorben war. Sie begleiteten ihn bis zur Grenze Pantoffliens und sangen sein Lob, von dem Ricardo das neue und schätzenswerte Vergnügen hatte zu wissen, daß er es verdiente.

„Es war harte Arbeit,“ sagte er bei sich, „aber viel aufregender und glorreicher als die üblichen Unternehmungen.“

Bei seiner Rückkehr unterließ es Dick nicht, die Wespe zu erwähnen, und wieder spürte der König, wie groß seine Schuld gegenüber Jaqueline war. Aber sie hielten es nicht für angebracht, die gute Königin mit den Gefahren zu beunruhigen, denen Dick begegnet war.

Kapitel VIII

Der Riese, der nicht weiß, wann er genug hat



Eines Morgens brachte die Post einen wahrlich riesenhaften Brief für Dick. Er war so breit wie ein Tischtuch und die Adresse bestand aus Buchstaben so lang wie ein Reifenstock. „Mir kommt diese Handschrift bekannt vor,“ sagte Ricardo, „aber ich dachte, die Finger, die die Feder hielten, ruhten schon lange in Todeskälte.“

Mit seinem Schwert öffnete er den riesigen Brief, der in folgende Worte gefaßt war:

„Der Riese, wo nicht weiß, daß er genug hat, bietet Prinz Ricardo seine Grüße; und ich, der ich mich von den Folgen unseres kleinen kürzlichen Schlagwexels erholt habe, werde mich freuen, Euch an der alten Stelle zu einem Rückkampf zu treffen. Da mit der Feder nicht geschickt, hofft der Riese, Ihr werdet Fehler und schlechte Handschrift entschuldigen.“

Dick starrte vor Verwunderung.

„Wenn ich jemals gedacht habe, ein Feind wäre getötet und erledigt, ist es dieser Riese gewesen,“ sagte er. „Schließlich habe ich Hackfleischklöße aus ihm gemacht!“

Er konnte sich jedoch keiner Herausforderung verweigern, ganz zu schweigen von seiner Pflicht, die Welt von einem so gierigen und widerwärtigen Tyrannen zu befreien. Deshalb nahm Dick die üblichen Sachen (die der König heimlich wieder zurückgeschafft hatte), aber zuerst probierte er sie aus: setzte die Kappe der Dunkelheit vor dem Spiegel auf und konnte sich in ihm nicht mehr sehen. Alle anderen Artikel funktionierten. Bei dieser Angelegenheit begleitete ihn Jaqueline in Gestalt einer Krähe und flog über ihm.

Als sie die Höhle erreichten – einen gewaltigen Tunnel im Fels –, wo der Riese lebte, stieß Ricardo in das Horn, das draußen hing, und einem Notizzettel folgend, klopfte er auch mit einer Keule, die der Riese zu diesem Zweck bereitgestellt hatte. Bald hörte er schwere Schritte, die in der Höhle ertönten, und der Riese kam

heraus. Er war von ungefähr der üblichen Größe von Riesen und sein gesamtes Gesicht und der Körper waren übersät von kleinen roten Linien, die sich kreuz und quer wie Schottenkaros überschnitten. Dies waren die Merkmale von Gefechten, bei denen er in Stücke gehackt und wieder zusammengesetzt worden war; denn dies war seine Eigenart, die ihn so gefährlich machte. Wenn man ihm den Kopf abschlug, machte er einfach weiter wie zuvor, nur ohne ihn, und so mit allem anderen. Durch Magie konnte er seinen Kopf wieder aufsetzen, gerade als ob er sein Hut gewesen wäre, wenn man ihm genug Zeit ließ. Bei ihrem letzten Zusammentreffen hatte Ricardo ihn in einem qualvoll verstreuten Zustand zurückgelassen und dachte, er sei erledigt. Aber außer daß ein Vogel mit seinem kleinen Finger der linken Hand und einem seiner Ohren weggeflogen war, fühlte sich der Riese so wohl, wie es jeder in seiner Situation nur konnte.

„Morgen, Sir,“ sagte er zu Dick und tippte mit der Hand an die Stirn. „Froh zu sehen, daß Ihr so gut ausschaut. Keine bösen Gefühle, hoffe ich, auf beiden Seiten?“

„Auf meiner bestimmt nicht,“ sagte Ricardo und hielt die Hand hin, die der Riese ergriff und schüttelte; „aber Pflicht ist Pflicht und Riesen müssen weg. Die moderne Welt hat keinen Platz für sie.“

„Das ist aufrichtig,“ sagte der Riese; „ich mag einen Burschen von Eurer Art. Nun, sollen wir die Ecken auslösen?“

„In Ordnung!“ sagte Dick, rief „Kopf“ und gewann. Er wählte die Ecke mit der Sonne im Rücken und im Gesicht des Riesen. Dann machten sie sich daran und der Riese führte einen Schlag mit seiner Keule, der einen Elefanten gefällt hätte.

Dick sprang zur Seite und schlug die Füße des Riesen an den Knöcheln ab.

„Erstes Blut für den Prinzen!“ sagte der Riese und erhob sich lächelnd. „Halbe Minute Pause!“

Er verbrachte die halbe Minute damit, die Füße ordentlich nebeneinander zu stellen, als ob sie ein Paar Stiefel wären.

Runde II – der Riese zielt nach der Magengrube, Ricardo halbiert ihn durch die Taille.

Der Riese faltete seine Beine ordentlich zusammen wie eine Hose und legte sie auf einen Felsen. Jetzt hatte er Schwierigkeiten, schnell über den Boden zu kommen, und stand hauptsächlich in Defensivhaltung auf seiner Taille.

Runde III – Ricardo halbiert den Riesen vertikal. Beide Teile greifen ihn auf jeder Seite an und die Füße treten ihn heftig.

„Kein Treten!“ sagte Dick.

„Unsinn; im Krieg ist alles fair!“ sagte der Riese.

Aber laßt uns nicht dieses blutige Gefecht in *allen seinen gräßlichen Einzelheiten* verfolgen. Laßt uns auch daran denken, daß der Riese ein exzellentes Training hatte und ein paar Wunden nicht schlimmer fand als ihr einen Schlag aufs Bein von einem Cricketball. andernfalls wäre die Szene zu schmerzhaft für einen geschmackvollen Geist, um sie als Unterhaltung in Erwägung zu ziehen. Er verdiente durchaus den Titel, den ihm die Liebhaberwelt verliehen hatte: „Der Riese, der nicht weiß, wann er genug hat“.

Der Kampf war zu Ende; Dick ruhte sich auf einem Felsen aus. Der Turnierplatz war mit interessanten, aber unvollständigen Fragmenten des Riesen übersät, als eine Doppelreihe enormer Zähne vom Boden hochflog und Ricardo an der Kehle packte! Vergeblich strengte er sich an, die Zähne zu trennen, als die Krähe vom Himmel herunterstieß, zu Prinzessin Jaqueline wurde und Dick in einen Zaunkönig verwandelte – einen winzigen Vogel, so klein, daß er leicht aus dem Gebiß des Riesen und auf einen Baum flog, von wo er die Szene beobachtete.

Aber die arme Prinzessin Jaqueline!

Für das Kunststück, Dick in einen Vogel zu verwandeln, mußte sie ja nach allen Gesetzen der Magie ihre eigene natürliche Gestalt annehmen!

Da stand sie, ein schönes, zitterndes Mädchen, die Hände über der Brust gekreuzt, völlig in der Gewalt des Riesen!

Kaum war Dick entkommen, begann das Monster, sich zusammenzuklauben, und ehe Jaqueline Kraft zum Weglaufen sammeln oder Hilfe bei den Lektionen der Fee Paribanou herbeiholen konnte, war der Riese, der nie wußte, wann er genug hatte, wieder er selbst. Ein Junge wäre vielleicht auf einen Baum geklettert (denn Riesen sind keine Baumkletterer, nicht mehr als der Grizzlybär), aber Jaqueline konnte nicht klettern. Sie stand nur da, bleich und zitternd. Sie hatte Dick gerettet, aber unter einem gewaltigen Opfer, denn das Schwert und die Sieben-Meilen-Stiefel lagen auf dem zertrampelten Gras. Die Kappe der Dunkelheit hatte er nicht mitgebracht und in der Gestalt eines Zaunkönigs konnte er natürlich die anderen Artikel nicht weg-schaffen. Dick war gerettet, das war alles, und Prinzessin Jaqueline hatte sich aus Liebe zu ihm geopfert.

Der Riese raffte sich auf und setzte sich zusammen, wie wir gesagt haben, und kam auf für eine Person seiner Herkunft sehr höfliche Weise, Kopf in der Hand, auf Jaqueline zu.

„Lassen Sie mich Ihnen vorstellen,“ sagte er und nannte seinen Namen und seine Titel. „Darf ich fragen, was Sie hier machen und wie Sie hergekommen sind?“



Die arme Jaqueline warf sich zu seinen Füßen und murmelte einen kurzen und nicht sehr verständlichen Bericht über sich.

„Versteh ich nicht,“ sagte der Riese, indem er sich seinen Kopf auf die Schultern setzte. „Ich weiß wirklich nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll. *„Bitte fressen Sie mich nicht!“* haben Sie gesagt? Wofür halten Sie mich denn? Ich schlage überhaupt nicht in dieses Fach; ordinär, nenne *ich* es!“

Jaqueline war von diesen Worten, die von den Lippen des Riesen aus beträchtlicher Höhe fielen, ein bißchen beruhigt.

„Aber man nennt Sie den ‚Riesen, der nicht weiß, wann er genug hat‘“ sagte Jaqueline.

„Und bin stolz auf den Titel: nie genug vom Kämpfen. Beim *Prügeln* bin ich ein Nimmersatt oder so nennen mich meine Freunde gern. Ein Ochsen-Paar, ein oder zwei Schafherden sind genug für mich,“ fuhr der Riese selbstgefällig fort, vergaß aber zu erwähnen, daß die Schafe und Ochsen das Eigentum anderer waren. „Wo soll ich Sie nur hintun, bis Ihre Freunde kommen und Ihr Lösegeld zahlen?“ fragte der Riese wieder und starrte Jaqueline auf ratlose Weise an. „Ich kann Sie nicht mit nach Hause nehmen, das steht außer Frage. Ich habe eine kleine Frau und sie mag andere Ladys nicht besonders; vor allem würde sie die, die gut aussehen, vergiften.“

Jetzt sah Jaqueline, daß der Riese, groß und mutig wie er war, Angst vor seiner Frau hatte!

„Ich werde Ihnen sagen, was ich mache; ich übergebe Sie einem Nachbarn von mir; der ist Junggeselle.“

„Ein Junggesellenriese, wäre das ganz angebracht?“ sagte Jaqueline, womit sie versuchte, ihn bei Laune zu halten.

„Er ist kein Riese, der Gute; er ist ein eigenartiger Bursche; es ist nicht leicht zu sagen, was er ist. Er ist der Erdrüttler, der ab und zu die Erde rüttelt und den Leuten ihre Häuser um die Ohren schlägt.“

Jaqueline schrie auf, als sie diese schreckliche Nachricht hörte.

„Pst! Seien Sie doch still!“ sagte der Riese. „Sie holen meine kleine Frau herbei und sie ist nicht einfach mit Erklärungen zufriedenzustellen, wenn sie mich im Gespräch mit einer ihr unbekanntem Lady findet. Der Erdrüttler wird Ihnen nichts tun; es ist nur zur Aufbewahrung, daß ich Sie zu ihm bringe. Denn er wird nicht aufwachen, nicht einmal in fünfzig Jahren. Er ist ein richtiger Siebenschläfer. Dreht sich in seinem Bett ab und zu um und oben werden Sachen umgeworfen, mehr oder weniger, aber in aller Regel könnte ein Kind mit ihm spielen. Kommen Sie!“

Dann hob er Jaqueline in einer Hand hoch, auf der sie wie auf einem Stuhl saß, und überquerte mit wenigen Schritten ein paar Bergzüge. Vor ihnen befand sich ein hoher blauer Hügel mit einem flachen Gipfel und als sie näher kamen, spürte die Prinzessin eine merkwürdige Art von Wind, der um sie herum und herum wehte. Ihr habt von Strudeln im Wasser gehört; nun, dies war genau wie ein Strudel in der Luft. Sogar selbst der Riese konnte sich kaum auf den Beinen halten; dann warf er Jaqueline hoch und der luftige Strudel erfaßte und trug sie wie eine Wasserströmung immer rundherum und rundherum in sich verengenden Kreisen, bis sie in den hohlen Hügel gezogen wurde. Und als sie hinunter sank, schien sie sich an den Hügel zu erinnern, als hätte sie von ihm geträumt, und an die Form und Farbe des Landes. Aber bald sank sie sanft auf eine Couch

in einem schön erleuchteten felsigen Saal. Rings um sie bestand der Boden aus weißem und rotem Marmor, aber auf einer Seite schien er in schwarzem Nichts zu enden.

Nach kurzer Zeit erlangte Jaqueline ihre Sinne vollständig zurück, verwandelte sich in einen Adler und versuchte, hoch und hinaus zu fliegen. Aber sobald sie in dem Trichter war, stellte sich der Luftwirbel, der immer nach unten zog, als zu stark für ihre Flügel heraus. Sie war in diesem großen, schimmernden Saal, der in schwarzem Nichts endete, eine Gefangene. Deshalb nahm sie wieder ihre normale Gestalt an und als sie an den Rand der Dunkelheit ging, fand sie, daß dort nicht leere Luft war, sondern etwas Schwarzes, Weiches und Starkes – etwas Lebendiges. Es hatte keine Form oder Gestalt oder jedenfalls keine, die sie erkennen konnte, aber es pulsierte mit einem Herz. Jaqueline setzte den Fuß auf das seltsame Wesen, als eine Stimme ertönte, die wie Donner, gehört durch ein Federbett, klang:

„Noch längst keine Zeit aufzustehen!“ und dann war ein Schnarcher zu hören und der große Saal schwankte wie ein Schiff auf See.

Es war der Erdrüttler!

Von den Gewohnheiten dieses monströsen Lebewesens ist sehr wenig bekannt, da es natürlich niemals auf die Erdoberfläche kommt oder jedenfalls sehr selten, wenn es Spuren wie ein trockenes Flußbett durchs Land hinterläßt. Wir sind uns sicher, daß es Erdrüttler *gibt*, denn wie können wir sonst Erdbeben erklären? Aber wie einen Erdrüttler attackieren, wie zu ihm gelangen und was mit ihm machen, wenn man zu ihm gelangt ist, sind Fragen, die selbst König Prigio rätseln ließen.

Es war nicht leicht, über eine Zauberin wie Jaqueline und einen Prinzen wie Ricardo die Oberhand zu gewinnen. Unter keinen normalen Umständen konnten sie genarrt und besiegt werden, aber jetzt muß man zugeben, daß sie sich in einer sehr schwierigen und beängstigenden Situation befanden, vor allem die Prinzessin. Das Schlimmste dabei war, daß Jaqueline, als sie dasaß und überlegte und überlegte, darauf zu kommen begann, daß sie zurück in ihrem Heimatland war. Die Hügel waren dieselben, die sie von den Fenstern des Palastes ihres Vaters sah, als sie ein Kind war. Und sie erinnerte sich mit Grausen, daß einmal im Jahr ihr Volk ein schönes Mädchen zum Erdrüttler sandte, um ihn still zu halten, wie ihr bald hören werdet. Und sie hörte jetzt leichte Schritte und das Geräusch von Weinen und siehe! eine große Schar hübscher Mädchen kam vorbei, indem sie in einer Art Prozession hinein und hinaus durch die Säle zogen und unglücklich und verloren aussahen.

Jaqueline lief zu ihnen hin.

„Wo bin ich? Wer seid ihr?“ rief sie in der Sprache ihres Landes.

„Wir sind Pflegerinnen des Erdrüttlers,“ sagten sie. „Unsere Aufgabe ist es, ihn in den Schlaf zu singen, und jedes Jahr muß er ein neues Lied bekommen und jedes Jahr muß ein neues Mädchen von der Erde herungesandt werden mit einem neuen Schlaflied, das sie von den Priestern von Manoa, der Stadt der Sonne, gelernt hat. Bist du die neue Sängerin?“

„Nein, bin ich nicht,“ sage Jaqueline. „Ich kenne die Priester von Manoa nicht und ich kenne kein neues Schlaflied. Ich möchte nur den Weg hinaus finden.“

„Es gibt keinen Weg, sonst hätten wir ihn gefunden,“ sagte eines der Mädchen, „und wenn du das falsche Mädchen bist, müssen sie bis übermorgen das richtige schicken, sonst wird der Erdrüttler aufwachen, die Welt durchrütteln und Manoa zerstören, die Stadt der Sonne.“ Dann weinten alle leise in der Stille. „Können wir hier irgend etwas zu essen kriegen?“ fragte schließlich die arme Jaqueline.

Sie fing an, sehr hungrig zu werden, und wie verängstigt sie auch war, fand sie doch, daß Dinner nicht unwillkommen wäre. Das größte der Mädchen klatschte in die Hände und sofort wurde von unsichtbaren Geistern ein langer Tisch ausgebreitet mit Schaumgebäck und kaltem Huhn und mehreren Sorten köstlichen Eiscremes.

Wir werden Jaqueline verlassen, die weniger verängstigt war, als sie fand, sie sollte jedenfalls nicht hungern, und zu Prinz Ricardo zurückkehren, den wir verließen, als er in Gestalt eines kleinen goldverzierten Zaunkönigs herumflatterte. Er folgte dem Riesen und Jaqueline in den Strudel, so weit er es wagte, und als er sie in dem Kegel des Hügels verschwinden sah, flog er direkt zurück nach Pantofflien.

Kapitel IX

Prigio hat eine Idee

Ein erschöpfter und reisemüder kleiner Vogel war Prinz Ricardo, als er in das Fenster des königlichen Arbeitszimmers im Palast von Pantofflien flatterte. Der König war bei einer Sitzung des Kronrats; er wußte, daß Ricardo die richtigen Sachen hatte, alle in gutem Zustand; er hatte nicht die geringste Angst um ihn. Der König war nicht da, aber Semiramis – Semiramis, die große graue Katze, die auf einem dicken Buch oben auf der Bibliothekstrittleiter saß. Nun mochte Semiramis Vögel sehr und kaum war Ricardo hereingekommen und auf einen Tisch geflattert, als Semiramis sich zusammenduckte und einen grausamen Sprung auf ihn machte. Sie fing gerade noch seine Schwanzfeder. Bei allen seinen Abenteuern war der Prinz niemals in größerer Gefahr gewesen. Er entkam, mehr nicht, und flog unter der Zimmerdecke herum und suchte einen sicheren Platz. Schließlich ließ er sich auf einem Kronleuchter nieder, der von der Decke hing. Hier war er sicher und so müde war er, daß er den Kopf unter den Flügel steckte und fest einschief. Er wurde von der Rückkunft des Königs geweckt, der sich auf ein Sofa warf und ausrief:

„Oh, dieser Premierminister! Seine Dummheit ist so schwer wie Blei; tatsächlich viel schwerer!“

Dann zündete Seine Majestät eine Zigarre an und nahm ein Buch; er war gewiß ein schlimmer Bücherwurm. Dick fing jetzt an, im Zimmer herumzufliegen, streifte das Gesicht des Königs und versuchte, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

„Armes kleines Ding!“ sagte Seine Majestät.

Und Dick flog herunter und schmiegte sich an seine Brust.

Als sie das sah, begann Semiramis zu knurren, wie es Katzen machen, wenn sie aufgebracht sind, und näherte sich langsam Seiner Majestät.

„Raus, Semiramis!“ sagte der König und hob sie am Nacken hoch; er bracht sie aus dem Zimmer und schloß die Tür, an der sie fortfuhr zu kratzen und zu miauen.



Dick kroch jetzt aus der königlichen Weste, flog ans Ohr des Königs, zwitscherte, zeigte mit der Kralle aus dem Fenster und indem er sich auf den Rücken legte, gab er vor, tot zu sein. Dann stand er wieder auf, zwitscherte erneut, zeigte auf die Wunschcappe und überzeugte endlich den König, daß er kein gewöhnliches Geflügel war.

„Ein verzauberter Prinz oder eine Prinzessin,“ sagte Prigio, „wie ich oft von ihnen gelesen habe. Wer kann es sein? Jaqueline nicht; sie könnte sich im Nu selbst entzaubern. Apropos – wo *ist* Jaqueline?“

Er läutete und bat den Diener, nach Jaqueline Ausschau zu halten.

Semiramis versuchte hereinzukommen, wurde aber ergriffen und unten eingeschlossen.

Nachdem er dies gemacht hatte, erwiderte der Mann, daß Ihre Königliche Hoheit den ganzen Tag nicht im Palast gewesen war.

Der König eilte zur Kristallkugel und suchte die ganze Welt ab, aber keine Prinzessin! Er wurde sehr aufgeregt und in diesem Moment landete Dick auf der Kristallkugel und setzte seine Kralle auf genau den Hügel, in dem Jaqueline verschwunden war. Dann zwinkerte er mit seinem kleinen Auge dem König zu.

„Aha, sie ist irgendwo im unbekanntem Zentrum Südamerikas,“ sagte Seine Majestät; „irgendwo hinter Mount Roraima, wo noch niemand gewesen ist. Das muß ich untersuchen.“

Dann setzte er die Wunschcappe auf und wünschte, der Vogel möge seine natürliche Gestalt annehmen, falls er verzaubert war, was zu glauben es nur zu gute Gründe gab.

Im Nu stand vor ihm Dick.



„Ricardo!“ rief der König entsetzt, „und in dieser Verwandlung! Wo bist du gewesen? Was hast du mit Jaqueline gemacht? Wo sind die Sieben-Meilen-Stiefel? Wo ist das Schwert der Schärfe? Sprich! Steh auf!“
Denn Dick kniete und weinte bitterlich zu den königlichen Füßen.

„Alles verloren!“ sagte Dick. „Arme Jaqueline! Sie war das beste Mädchen und das hübscheste und freundlichste. Und der Erdrüttler hat sie und der Riese die anderen Sachen,“ endete Dick, bitterlich weinend. „Beruhige dich, Ricardo,“ sagte Seine Majestät, sehr bleich, aber ruhig und resolut. „Hier, trink ein Glas Portwein und erkläre, wie das alles passiert ist.“

Dick trank den Wein, dann erzählte er seine klägliche Geschichte.

„Da magst du wohl schluchzen! Warum hast du nicht die Kappe der Dunkelheit benutzt? Pure Arroganz! Aber es hat keinen Zweck, über vergossene Milch zu weinen. Worauf es ankommt, ist, Jaqueline zu retten. Und was sollen wir deiner Mutter sagen?“

„Das ist das Schlimmste von allem,“ sagte Dick. „Mutter wird es das Herz brechen.“

„Ich muß sie sofort sehen,“ sagte der König, „und es ihr beibringen.“

Das war eine schreckliche Aufgabe, aber die Königin hatte solch ein Vertrauen zu ihrem Prigio, daß sie sich bald die Tränen trocknete und bemerkte, der Himmel werde Jaqueline nicht im Stich lassen und der König werde aus dem Ungemach einen Weg finden.

Seine Majestät zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, stützte den Kopf in die Hände und überlegte und überlegte.

„Das Problem ist natürlich,“ sagte er, „den Erdrüttler zu vernichten, ehe er aufwacht, aber wie? Was kann solch ein Monster töten? Ihn mit einem Schwert pieken würde ihn nur aufstöbern und noch bösser machen. Und ich kenne kein anderes Biest, das wir gegen ihn schicken können, wie ich es mit dem Feuerbiest und dem Eisbiest gemacht habe, als ich jung war. Ach, hätte ich nur eine Idee!“

Da kehrte sein Geist irgendwie zurück zu der Kronratssitzung und der massiven Dummheit des Premierministers.

„Schwerer als Blei,“ sagte der König. „Bei allen guten Geistern! Ich habe einen Plan. Wenn ich zu dem Ort gelangen könnte, wo man die Dummheit aufbewahrt, könnte ich genug von ihr holen, um den Erdrüttler plattzumachen.“

Dann erinnerte er sich, wie er in einem alten italienischen Gedicht von dem merkwürdigen Gerümpelraum mit seltsamen Dingen gelesen hatte, der sich auf dem Mond befindet. Das ist der Vorteil des Lesens: *Wissen ist Macht* und man erlangt Wissen, das zu haben sich wirklich lohnt, meistens aus guten alten Büchern, die die Leute gewöhnlich nicht lesen.

„Wenn die Dummheit oben auf dem Mond vorrätig ist und von dort kommt, indem sie auf natürliche Weise in kleinen Mengen auf die Erde fällt, bekomme ich vielleicht genug für meinen Zweck,“ dachte König Prigio. „Aber wie auf den Mond kommen? Da gibt es Schwierigkeiten.“

Aber Schwierigkeiten schärften nur den Einfallsreichtum dieses bemerkenswerten Königs.

„Der andere Bursche hatte ein Fliegendes Pferd,“ sagte er.

Mit dem „anderen Burschen“ meinte König Prigio einen italienischen Ritter namens Astolfo, der in alten Zeiten den Mond besuchte und dort den Verstand seines Freundes Orlando fand und zurückbrachte, wie ihr vielleicht in dem Gedicht von Ariosto gelesen habt.

„Nun,“ folgerte König Prigio, „wenn es überhaupt ein Fliegendes Pferd gibt, steht es in den Ställen des Königs von Delhi. Das muß ich überprüfen.“

Mit dem magischen Fernrohr inspizierte der König die Welt von China bis Peru und tatsächlich, da war das berühmte Fliegende Pferd im Stall des Königs von Delhi. Sofort schob der König die Füße in die Schuhe der Schnelligkeit, wirklich so hastig, daß er, wie der Dichter sagt, „quetschte seinen rechten Fuß in einen linken Schuh“. Aber dies, glauben viele, ist ein Zeichen von Glück; so zog er die Schuhe auf die richtigen Füße und war in wenigen Minuten beim Großmogul.

Der Monarch empfing ihn ziemlich überrascht, aber mit würdevoller Freundlichkeit, und hörte Prigio zu, als der erklärte, was er wünschte.

„Ich bin nur zu glücklich, solch einem abenteuerlustigen Fürsten zu helfen,“ bemerkte der Großmogul. „Das ist wie in alten Zeiten! Jedes Pferd in meinem Stall steht Euch zu Diensten, aber wie Ihr sagt, ist nur das Fliegende Pferd für Eure Expedition von Nutzen.“

Er klatschte in die Hände, der Großwesir erschien und der König befahl, das Fliegende Pferd sofort satteln zu lassen. Dann überreichte er König Prigio einen großen Diamanten und kam herunter in den Hof, um ihn aufsteigen zu sehen.

„Er ist ganz frisch und munter,“ sagte der Stallbursche, der die Zügel hielt; „ist seit dreihundert Jahren nicht aus dem Stall gekommen.“

Unter den Salaams der dunkelhäutigen Menge sprang Prigio in den Sattel und alle Ladys des Serails winkten mit ihren parfümierten Taschentüchern aus den Fenstern.

Wie man ihn instruiert hatte, drehte der König einen goldenen Knauf im Sattel des Fliegenden Pferdes, warf den Ladys Handküsse zu und ließ dem Pferd die Zügel schießen, wobei er in ausgezeichnetem Persisch rief:

„Zum Mond!“



Hoch flog das Pferd auf leichte Weise und der Kopf des Königs schwamm beinahe mit der Schnelligkeit des Fluges. Bald war die Erde unter ihm nicht größer als ein Kreisel und drehte sich um ihre Achse (siehe dazu Geographiebücher) und als die Nacht anbrach, war die Erde nur ein großer roter Mond.

Durch die Dunkelheit ritt König Prigio in die silberne Morgendämmerung des Mondes. Alles wurde jetzt klar und silbrig; die Küsten des Mondes kamen in Sicht, mit weißen Meeren, die sich an ihnen brachen, und schließlich erreichte der König die silbernen Mauern und das Tor aus Opal. Vor dem Tor standen zwei schöne Ladys. Eine war hell mit blonden Locken, in der Farbe des Erntemondes. Sie trug eine Krone aus einer goldenen Schlange und weißen Seerosen und ihr Kleid schimmerte bald weiß, bald rot, bald golden, und in der Hand hielt sie den goldenen Krug, der den Tau ausgießt, sowie einen goldenen Stab. Die andere Lady war so dunkel wie nachtdunkle Augen, dunkles Haar; ihre Krone bestand aus Mohnblumen. Sie hielt den Ebenholzstab des Schlafes. Ihr Kleid war vom tiefsten Blau, besät mit Sternen. Der König wußte, daß sie die Jungfrauen der hellen und der dunklen Seite des Mondes waren – von der Seite, die man sieht, und von der Seite, die niemand jemals gesehen hat außer König Prigio. Er hielt das Fliegende Pferd an, indem er den anderen Knauf im Sattel drehte, landete und verneigte sich sehr tief vor jeder der Ladys.

„Verwegener Sterblicher! Was machst du hier?“ fragten sie.

Und da erzählte ihnen der König von Jaqueline und dem Erdrüttler und daß er eine große Masse Dummheit benötigte, um ihn plattzumachen.

Die Ladys hörten ihm schweigend zu und dann sagten sie:

„Folge uns,“ und sie flogen leichthin neben dem Fliegenden Pferd daher, bis sie die ganze helle Seite des Mondes überquert hatten, über die silbernen Paläste und silbernen Meere, und sie den Gipfel der Mondberge erreichten, die die helle und die dunkle Seite des Mondes trennen.

„Hier darf ich nicht weiter,“ sagte die helle Lady, „und wie du siehst, ist dahinter alles Dunkelheit und tiefer Schlaf.“

Dann berührte sie Prigio mit ihrem goldenen Stab mit den verdrehten Schlangen und er wurde leuchtend; Licht strahlte von ihm aus und auch die dunkle Lady schien wie Silber in der Nacht; und weiter flogen sie, über schwarze Felsen und schwarze Flüsse, bis sie einen riesigen Berg erreichten, einen Berg wie aus Kohle, viele tausend Meter hoch, und sein Gipfel verlor sich in der Schwärze der Dunkelheit. Die dunkle Mondlady schlug mit ihrem Ebenholzstab auf den Felsen und sprach: „Öffne dich!“ und die Felswand öffnete sich wie eine Tür und sie waren im Berg.

„Hier,“ sagte die dunkle Lady, „ist die Lagerhalle der gesamten Dummheit; von hier sinkt sie in Schauern wie Sternenstaub auf die Erde, wann immer dieser Berg, der ein Vulkan ist, ausbricht. Nur ein bißchen der Dummheit erreicht die Erde und das ist unsichtbarer Staub, aber du weißt, wie schwer er ist, selbst in dieser Form.“

„In der Tat, Madam,“ sagte der König, „niemand weiß es besser als ich.“

„Dann triff deine Wahl der für deinen Zweck besten Sorte Dummheit,“ sagte die dunkle Lady.

Und in dem Licht, das von ihren Körpern floß, schaute König Prigio umher auf die verschiedenen Sorten purer Dummheit. Da lagen sie alle massenhaft – die Dummheit schlechter Predigten, ignoranter Kritiker, schlechter Gedichte, schlechter Reden, öder Romane, törichter Staatsmänner, ignoranten Pöbels, feiner Damen, fauler, unartiger Jungen und Mädchen, und der König untersuchte sie alle und alle waren sehr sehr schwer.. Als er aber zur Dummheit der Gelehrten kam – langweilige, blinde Schreiber über Shakespeare, Homer und die Bibel –, da sah König Prigio, daß er die Sorte gefunden hatte, die er suchte, und daß sehr wenig davon weit reichen würde. Er hätte sie niemals auf den Sattel des Fliegenden Pferdes schaffen können, hätte die dunkle Lady sie nicht mit ihrem Ebenholzstab berührt und sie zum Tragen leicht genug gemacht, bis sie für seinen Zweck gebraucht würde. Wenn er sie gebrauchen wollte, sollte er einen gewissen Zauberspruch aufsagen, den sie ihm beibrachte, und dann würde der Klumpen sein natürliches Gewicht zurück-erlangen. So packte er leicht einen großen Block auf seinen Sattel und flog mit der dunklen Lady zurück, bis sie den Gipfel des Mondberges erreichten. Dort berührte sie ihn mit ihrem Ebenholzstab und das silberne Licht, das die helle Lady über ihn gebreitet hatte, erstarb aus seinem Gesicht und Körper und er wurde wie andere Menschen.

„Siehst du deinen Weg?“ sagte die dunkle Lady und zeigte auf den hellen Mond der Erde, der weit entfernt am Himmel schien.

Dann kniete er nieder und dankte ihr und sie murmelte fremdartige Worte des Segens, die er nicht verstand, aber ihr Gesicht war ernst und freundlich und er dachte an Königin Rosalind, seine Gemahlin.

Dann sprang er auf das Fliegende Pferd, galoppierte hinab und hinab, bis er sein Palasttor erreichte, rief nach Ricardo, setzte ihn hinter sich auf den Sattel und hinweg ritten sie, über Länder und weite Meere, bis sie den Gipfel des hohlen Hügels sahen, wo Jaqueline beim Erdrüttler war. Dahinter erkannten sie die glitzernden Dachspitzen und Türme von Manoa, der Stadt der Sonne, und „dorthin,“ sagte König Prigio, der Ricardo erklärt hatte, wie die Dinge standen, „müssen wir reiten, denn ich glaube, sie haben unsere Hilfe sehr nötig.“

„Sollten wir nicht besser zuerst zu Jaqueline gehen, Sir?“ sagte Ricardo.

„Nein,“ sagte der König. „Ich denke, mein Plan ist am besten. Manoa, deren goldene Zinnen unter uns scheinen, ist die Stadt der Sonne, die Sir Walter Raleigh und die Spanier nicht finden konnten, so daß die Menschen ihre Existenz bezweifelten. Wir werden dort gebraucht, nach dieser aufgebrauchten Menge auf dem Marktplatz zu urteilen. Wie sie schreien!“

Kapitel X

Das Ende

Es war ein fremdartiger Anblick, auf den der König und Ricardo von dem Fliegenden Pferd hinabschauten. Unter ihnen lag die Stadt Manoa, die mit ihren goldenen Zinnen und Tempeln einen Talkessel der Berge ausfüllte. Hier gab es Paläste, die völlig bedeckt mit gemeißelten Gesichtern von Menschen und Tieren und mit gewundenen Mustern von Schlangen waren.

Die Stadtmauern waren aus riesigen Steinquadern gebaut und zwischen Baumgruppen türmten sich Pyramiden, auf denen die Leute ihren Göttern dienten. Von jeder Tempelspitze ertönte der Lärm geschlagener Trommeln, großer Trommeln aus Schlangenhaut.

Aber im Zentrum des Hauptplatzes der Stadt war eine wilde Menge von Männern in glänzenden Kupferrüstungen und Helmen aus Gold und schimmernden Kleidern aus Federn versammelt. Zwischen ihnen rannten Priester mit gräßlichen Masken herum und schrien ihnen zu, den königlichen Palast zu belagern und einzureißen. Von den Zinnen des Palastes schossen die Wachen des Königs Pfeile und warfen Speere. Der Mob schoß Pfeile zurück, manche mit brennendem Stroh an der Spitze, um den Palast niederzubrennen.

Aber genau in der Mitte des Platzes befand sich eine freie Stelle des Bodens, auf die der Schatten einer hohen Säule aus rotem Stein fiel, vollkommen bedeckt mit gemeißelten Schlangen und Gesichtern von Göttern. Neben ihr stand eine Gestalt, entsetzlich anzuschauen: ein Mann, in Schlangenhäute gekleidet, dessen Gesicht das grinsende Gesicht eines Totenschädels war, aber der Schädel wies glänzende schwarze und rote Flecken auf und ein langer weißer Bart wallte darunter hervor. Dieser Mann stand auf einer Art Altar aus rotem Stein, winkte mit der Hand und schrie und schien auf den Schatten der Säule zu zeigen, der über den Platz fiel.

Die Leute waren so aufgebracht und verbissen, daß sie König Prigio zuerst nicht bemerkten, als er langsam herunterkam. Aber schließlich schauten die Augen in dem Totenschädel hoch und sahen ihn und da stieß der Mann einen großen Schrei aus, zerriß sein glitzerndes Gewand aus Schlangenhaut und hielt die Hände hoch. Da schaute die gesamte Menge nach oben und als sie das Fliegende Pferd sah, ließ sie ihre Waffen fallen und der Mann mit dem Schädel riß ihn sich vom Gesicht und kniete vor König Prigio mit dem Kopf im Staub nieder.

„Du bist gekommen, oh Pachacamac, wie in der Prophezeiung der Schnur der Ehrwürdigen Knoten vorhergesagt wird! Du bist gekommen, aber siehe den Schatten des Steins! Du kommst zu spät, oh Herr der Erde und des Meeres!“

Dann zeigte er auf den Schatten, der natürlich kürzer wurde, als die Sonne gen Mittag wanderte.

Er sprach in dem Idiom der alten Inka von Peru, die Prigio selbstverständlich sehr gut konnte, und er wußte auch, daß Pachacamac der Gott dieses Volkes war.

„Ich bin gekommen,“ sagte Prigio geistesgegenwärtig, „wie es seit alters her prophezeit worden ist.“

„Reitend auf einem Tier, das fliegt,“ sagte der alte Priester, „genau, wie das alte Orakel gesagt hat. Gepriesen sei Pachacamac, selbst wenn wir heute sterben.“

„Wobei kann ich meinem Volk helfen?“ sagte Prigio.

„Du weißt es; warum sollen wir dich belehren? Du weißt, daß jedes Jahr am Mittsommertag, bevor der Schatten zurück zur Basis der *huaca* von Manoa schrumpft, wir eine Jungfrau opfern müssen, um den Erdrüttler mit einem neuen Lied einzuschläfern. Siehe, jetzt schrumpft der Schatten zum Fuß der *huaca* und die Jungfrau ist nicht geopfert worden! Denn das Los fiel auf die Tochter deines Dieners, des Inka, und er weigert sich, sie aufzugeben. Eine Tochter von ihm, sagt er, ist den heiligen Vögeln geopfert worden, den *cuntur*; die Vögel wurden auf dem Berggipfel getötet vorgefunden; kein Mensch weiß, wie; aber die Jungfrau ist verschwunden.“

„Ach, das muß Jaqueline gewesen sein. *Ich* habe die Vögel getötet,“ sagte Ricardo auf Pantofflianisch.

„Still, kein Wort!“ sagte der König streng.

„Und was läßt euch gegen den Inka kämpfen?“ fragte er den Alten.

„Wir wollen ihn und sie töten,“ antwortete der Priester; „denn wenn der Schatten zum Fuß des Steins schrumpft, wird die Sonne direkt hinunter in den hohlen Berg des Erdrüttlers scheinen und er wird aufwachen und Manoa und die Tempel der Sonne zerstören.“

„Wozu dann wollt ihr sie töten, wenn ihr alle umkommen müßt?“

„Die Leute, oh Pachacamac, wollen Rache üben, bevor sie sterben.“

„Oh Aberwitz der Menschen!“ sagte der König ernst, dann rief er: „Führt mich zum Inka; an diesem Tag sollt ihr nicht untergehen. Ist es nicht in der Schnur der Ehrwürdigen Knoten prophezeit, daß ich dieses Monster erschlagen werde?“

„Eile, oh Pachacamac, denn der Schatten wird kürzer!“ sagte der Priester.

„Führt mich zum Inka,“ erwiderte Prigio.

Da erhoben sich die Leute mit einem großen Schrei, denn auch sie hatten gekniet, und indem er eine weiße Fahne voraussandte, führte der Priester König Prigio in den Palast. Der Boden war mit Getöteten übersät und durch sie ritt Prigio langsam auf den Hof, wo der Inka im Staub saß, weinte und Asche auf sein Haar und sein goldenes Gewand streute. Der König bat den Priester, außerhalb des Palasttors zu bleiben, stieg dann ab, ging auf den Inka zu, hob ihn auf und umarmte ihn.

„Ich komme, ein König zu einem König,“ sagte er. „Mein Cousin, faßt Mut; Eure Sorgen haben ein Ende. Wenn ich den Erdrüttler nicht töte, opfert mich euren Göttern.“

„Die Prophezeiung ist erfüllt,“ sagte der Inka und weinte vor Freude. „Doch du mußt eilen, denn Mittag rückt näher.“

Dann ging Prigio hoch auf die goldenen Zinnen und ohne ein Wort zu sagen, winkte er mit der Hand. Im Nu war der Platz leer, denn die Leute eilten davon, um in den Tempeln Dank zu sagen.

„Wartet auf mein Kommen, mein Cousin,“ sagte Prigio zum Inka; „ich werde Euch die Tochter zurückbringen, die verloren war, sobald ich euren Feind getötet habe.“

Der Inka wollte zu seinen Füßen knien, aber der König hob ihn auf und bat ihn, solch ein Fest vorzubereiten, wie es in Manoa noch nie gesehen wurde.

„Die Verlorenen sind heute gefunden worden,“ sagte er; „seid bereit, sie willkommen zu heißen.“

Dann bestieg er das Fliegende Pferd und mit Dick an seiner Seite flog er zum Gipfel des Hügels, wo der Erdrüttler zu Hause war. Schon fing der Boden an zu zittern; der Erdrüttler rührte sich im Schlaf, denn die Jungfrau des neuen Liedes war nicht zu ihm gesandt worden und das Jahr endete am Mittag und dann würde er aufwachen und Manoa verderben.

Die Sonne näherte sich dem Mittag und Prigio gab dem Pferd die Sporen: In zehn Minuten würde die Sonne gerade hinunter in den Kegel des hohlen Hügels scheinen und der Erdrüttler würde aufwachen, wenn das Licht und die Wärme auf seinen Körper fielen.

Schon senkte sich das Sonnenlicht schräg bis zur Hälfte des hohlen Kegels hinab, als der Strudel das Fliegende Pferd erfaßte und es schnell hinunter und hinunter zu den schattigen Hallen zog. Dort knieten und weinten die Pflegerinnen des Erdrüttlers auf dem Marmorboden, aber Jaqueline stand ein bißchen abseits, sehr bleich, weinte jedoch nicht.

Ricardo war abgesprungen, noch ehe das Pferd den Boden berührte, und stürzte zu Jaqueline und umarmte sie und oh! wie war sie froh, ihn zu sehen, daß sie die Gefahr ganz vergaß und vor Freude lachte.

„Ach! Du bist gekommen, du bist gekommen! Ich wußte, du würdest kommen!!“ rief sie.

Dann kam König Prigio, das gewaltig Gewicht in der Hand, zum Rand des schrecklichen Abgrunds des Erdrüttlers. Die dämmrigen Wände erstrahlten; ein langer, schräger Arm gelben Lichts berührte den schwarzen Körper des Erdrüttlers und ein Schauer durchlief ihn und rüttelte die Welt, so daß, weit entfernt, die Glocken in Pantoffeln erklangen. Ein weiterer Moment, und er würde zu seiner vollen Stärke erwachen, und einmal wach, würde er die Stadtmauern zerschmettern und Manoa zerstören. Selbst jetzt fiel eine große Masse Gestein vom Dach tief unten in den geheimen Höhlen und brach in fliegende Fragmente und alle Echos dröhnten und tönnten.

König Prigio stand da mit der gewaltigen Masse in den Händen.



„Stirb!“ rief er und sprach die Worte der Macht, den magischen Spruch, den die dunkle Mondlady ihm gelehrt hatte.

Da kam ihr ganzes unbezwingbares Gewicht in die Masse, die der König hielt, und sie schoß voll hinunter auf den Körper des Erdrüttlens, und wo er gewesen war, befand sich nichts als ein unermeßlicher Abgrund, still, leer und bodenlos.

Weit, weit unten, tausende Meilen unten, genau im Mittelpunkt der Erde, lag der tote Erdrüttler, flach wie ein Blatt Papier, und die Sonne des Mittsommertags schien geradewegs hinunter in den schrecklichen Abgrund und konnte ihn auf ewig nicht mehr wecken.

Der König holte tief Atem.

„Dummheit hat die Welt gerettet,“ sagte er und mit letzter Kraft trat er einen Schritt von dem Abgrund zurück, fiel um und barg das Gesicht in den Händen.

Aber Jaquelines Arme schlangen sich um seinen Hals und die Jungfrauen brachten ihm Wasser von einer eiskalten Quelle und bald war König Prigio wieder er selbst und zu allem bereit. Aber hinterher pflegte er zu sagen, daß der Moment, in dem sich der Erdrüttler rührte, in seinem Leben der schrecklichste war.

In Manoa nun, wo alle festen Fundamente einmal erzitterten, als die Sonne den Erdrüttler nur berührte, erhoben die Leute, als sie sahen, daß der Schatten der heiligen Säule zu ihrem Fuß gekrochen war und Manoa wieder fest dastand und der Tempel der Sonne nicht eingestürzt war, solch einen Schrei, daß er sogar durch die Hallen in dem hohlen Hügel echote.

Wer soll die Freude der Jungfrauen beschreiben und wie oft Jaqueline und Ricardo sich küßten?

„Ihr habt mich gerettet!“ rief sie dem König zu und schlang wieder die Arme um ihn. „Ihr habt Manoa gerettet!“

„Und *du* hast die Hoffnung Pantoffliens gerettet, nicht nur ein- oder zweimal,“ sagte Seine Majestät bedeutsam.

Und er erzählte Dick, wie viel dieser Jaqueline schuldete, im Kampf mit dem Gelben Zwerg und im Kampf mit dem Riesen, denn er hielt es nicht für notwendig, die Affaire in Rom zu erwähnen.

Dann küßte Dick wieder Jaqueline und alle die Jungfrauen küßten sich und weinten vor Freude.

„Aber wir lassen Seine Majestät den Inka warten,“ sagte Prigio. „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Ihr Ladys werdet mich sicher entschuldigen, wenn ich zuerst sie, die wir Prinzessin Jaqueline nennen, aus dem Verlies entferne. Der Inka, ihr Vater, hat gegen uns einen Anspruch auf diese Bevorzugung.“

Dann setzte der König Jaqueline auf den Sattel und ließ Dick die anderen jungen Ladys beruhigen, die noch immer ziemlich nervös waren, und flog dann nach Manoa, denn der Wind war natürlich mit dem Tod des Erdrüttlens erstorben.

Ich kann euch nicht von der Freude ganz Manoas und des Inka berichten, als sie das Fliegende Pferd zurückkehren sahen und ihre lange verschollene Prinzessin erkannten, die in die Arme ihres Vaters eilte. Auf den Spitzen der Tempel schlugen sie die Schlangentrommeln, denn sie hatten keine Glocken. Sie waren vor Freude ganz außer sich; Feinde küßten sich auf der Straße, und die Eltern erlaubten, ausnahmslos, allen jungen

Leuten, die gerade verliebt waren, noch an diesem Tag zu heiraten. Dann brachte Prigio alle Jungfrauen zurück, eine nach der anderen, und zuletzt Dick, der dem Inka zu Füßen fiel und um Erlaubnis bat, Jaqueline zu heiraten.

Aber bevor das geschehen konnte, hielt König Prigio, der auf den Palastbalkon gestiegen war, eine lange, aber sehr klare Rede an das versammelte Volk. Er begann, indem er erklärte, daß er nicht ihr Gott Pachacamac war, sondern König eines mächtigen Landes, von dem sie nie zuvor gehört hatten, weil sie sehr zurückgezogen in einer unbekanntem Gegend der Welt lebten. Dann betonte er auf rücksichtsvollste Weise, daß ihre Religion nicht alles war, was er wünschen konnte, sonst würden sie niemals junge Ladys wilden Vögeln und Erdrüttlern opfern. Als nächstes skizzierte er die Verdienste seines eigenen Glaubens, nämlich der lutherischen Kirche, und der Inka bemerkte sofort, daß er beabsichtige, sie unverzüglich in Manoa einzuführen.

Einige Einwände wurden von dem alten Priester mit der Totenkopfmaske erhoben, als aber der Inka versprach, ihn zum Erzbischof zu machen und alle seine Einkünfte weiter zu gewährleisten, gab er zu, daß er vollkommen zufriedengestellt war, und das große Publikum jubelte und schwenkte bewegt die Hüte. Es wurde abgemacht, daß der Inka mit seinen Töchtern unverzüglich Pantofflien besuchen sollte, zum einen, weil er es nicht ertragen konnte, Jaqueline zu verlassen, zum anderen, weil es ein paar Punkte gab, bei denen er das Gefühl hatte, er brauche noch Informationen. Die Regierung wurde dem Erzbischof übertragen, der sofort begann, seine Totenkopfmaske zu verbrennen (ihr könnt eine ähnliche im Britischen Museum im Mexiko-Raum sehen) und alle Vögel und andere Tiere freizulassen, die von Manoanern verehrt wurden.

So wurden alle jungen Leute im goldenen Tempel der Sonne vermählt und alle Pflegerinnen des Erdrüttlens, die unter dreißig waren, wurden mit den jungen Männern verheiratet, die sie schon gern gehabt hatten, bevor sie in den hohlen Hügel geschickt wurden. Diese jungen Männer hatten sich nie etwas aus anderen Mädchen gemacht. Alle trugen Brautsträuße, alle nicht verlobten jungen Ladys amtierten als Brautjungfern und solch ein Werfen von Reis und alten Schuhen hat man sehr selten gesehen. Was das glückliche königliche Paar betrifft wie auch ihre Väter und die andere Prinzessin (die nicht verlobt war), so flogen sie zurück nach Pantofflien.

Und dort wartete Königin Rosalind am Palasttor und weinte und lachte vor Freude, als sie erfuhr, daß ihr Herzenswunsch erfüllt war und Jaqueline ihre Tochter sein sollte.

„Und was den Erdrüttler betrifft,“ sagte Ihre Majestät, „so war ich nicht im geringsten besorgt, denn ich wußte, daß kein Untier auf der Welt *dir* gewachsen ist, mein Lieber.“

So wurden Ricardo und Jaqueline, um alles ordnungsgemäß und korrekt zu machen, in der Kathedrale von Pantofflien nochmals vermählt. Die Hochzeitsgeschenke trafen natürlich später ein und unter ihnen, was meint ihr? Na, die Sieben-Meilen-Stiefel und das Schwert der Schärfe, mit einem sehr höflichen Schreiben von außergewöhnlicher Größe:

„Der Riese, der nicht Weiß, wann er Genug hat, entbietet seine herzlichen Glückwünsche dem königlichen Paar und erlaubt sich, die Sieben-Meilen-Stiefel (sie passen mir nicht) und das Schwert, das Prinz Ricardo kürzlich in der Obhut des Riesen gelassen hat, ihm zu Füßen zu legen. Der Riese erhofft kein böses Blut und ich bin

Euer sehr ergebener

DER R. usw.

P.S. Seine kleine Frau sendet ihre Glückwünsche.“

Ihr seht also, daß der Riese schließlich gar kein so schlechter Kerl war, und Prinz Ricardo räumte immer ein, daß er nie mit einem Feind zu tun hatte, der tapferer und gutmütiger war.



Mit solch einer klugen Gemahlin bestand Ricardo leicht alle seine Prüfungen und sein kleiner Sohn Prinz Prigio (benannt nach seinem erlauchten Großvater) brauchte niemals zu rufen: „Mama, Mama, Vater wird wieder gerupft!“

So lebten sie glücklich in einem glücklichen Land, besuchten gelegentlich Manoa, und weil sie das magische Wasser des Lebens aus dem Brunnen der Löwen besaßen, glaube ich nicht, daß jemand von ihnen gestorben ist, sondern daß Prigio noch immer König von Pantofflien ist.

„Solch König sollte niemals sterben!“

Erläuterungen

Die meisten Angaben stammen aus dem Internet. Ich habe sie sehr kurz gehalten; wer will, kann dort mehr erfahren. Für ihre Richtigkeit übernehme ich keine Garantie, und auch diejenigen, die ich selbst beigesteuert habe (J.K. gekennzeichnet), stehen unter dem Vorbehalt des Irrtums.

- S. 3 *Fee Paribanou* – diese Fee spielt eine erhebliche Rolle in der Tausend-und-eine-Nacht-Geschichte „Prinz Achmed und die Fee Paribanou“; Andrew Lang hat sie in sein „Blaues Buch“ übernommen (arabiennights/fandom.com/The-Story-of-Prince-Achmed-and-the-Fairy-Paribanou).
- Cesare Borgia* – italienischer Renaissancefürst (1475-1507). Feldherr, Kardinal und Erzbischof. Er war ein unehelicher Sohn Rodrigo Borgia, des späteren Papstes Alexander VI. Sein schlechter Ruf - Günstlingswirtschaft, sexuelle Ausschweifungen, Grausamkeit usw. – werden heute auf Übertreibungen seiner Feinde zurückgeführt (de.wikipedia/wiki/Cesare_Borgia).
- Edwin und Morcar* – angelsächsische Adelige (Brüder), die sich 1066 nicht an der Schlacht bei Hastings beteiligten und sich Wilhelm dem Eroberer unterwarfen. Sie werden auch in der „trockenen Geschichte“ der Maus im dritten Kapitel von Lewis Carrolls „Alices Abenteuer im Wunderland“ erwähnt (geschichte-der-britischen-monarchie/fandom.com/de/wiki/Morcar-Earl-of-Northumbria).
- S. 5 *Andromeda* – äthiopische Königstochter, die einem Meeresungeheuer geopfert werden sollte und von Perseus gerettet wurde (griechische Sage; J.K.).
- S. 8 *Piquet* – Pikett oder Rummelpiquett gilt laut Wikipedia als eines der interessantesten und anspruchsvollsten Kartenspiele für zwei Personen (de.wikipedia.org/wiki/Piquet).
- S. 9 *Cornelius Agrippa* – Heinrich Cornelius, genannt Agrippa von Nettesheim (1486-1535) war ein deutscher Universalgelehrter, Theologe, Jurist, Arzt und Philosoph. Als Dreiundzwanzigjähriger schrieb er sein erstes Hauptwerk „De occulta philosophia“, mit dem er seine „heilige Magie“ gegen „Zauberer“ und „Teufelsbeschwörer“ verteidigte (de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Cornelius_Agrippa_von_Nettesheim).
- S. 15 *Andrea Ferrara* – ein hochgeschätzter italienischer Schwertschmied aus der Provinz Belluno, der im frühen 16. Jahrhundert von König James IV. nach Schottland gebracht wurde, um den Schotten die Herstellung hochwertiger Stahlklingen beizubringen. Die Bezeichnung „Andrew Ferrara“ wurde für das schottischen Breitschwert üblich (en.wikipedia.org/wiki/Andrew_Ferrara).
- S. 22 „*Schnell ist Übles gemacht . . .*“ _ „Evil is wrought by want of thought“ stammt von Thomas Hood (allauthor.com/quotes/146234), einem englischen Schriftsteller und Humoristen (1799-1845) (de.wikipedia.com/wiki/Thomas_Hood).
- S. 24 *Blaumantel* – Blue Mantle Pursuivant ist ein Beamter des College of Arms, des britischen Heroldsamts, das für alle Angelegenheiten der Heraldik zuständig ist (en.wikipedia.org/wiki/Bluemantle_Pursuivant).

S. 25 *Robert Bruce* – schottischer König von 1306-1329. Er war in ständige Kämpfe mit den Engländern unter König Edward I. um die schottische Unabhängigkeit verwickelt ([de.wikipedia.org/wiki/Robert_I._\(Schottland\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_I._(Schottland))). Der Legende nach verbarg er sich auf einer Flucht in einer Höhle, wo er eine Spinne beobachtete, die unermüdlich an ihrem Netz arbeitete. Dies sah er als Beispiel für seine Bemühungen an (J.K.).

Sir Harry Bohun – Henry de Bohun war ein englischer Ritter, der am ersten Tag der Schlacht von Bannockburn am 23. Juni 1304 von Robert Bruce mit einem Axthieb getötet wurde (en.wikipedia.org/wiki/Henry_de_Bohun).

König James und Prinz Charles – ihr Schicksal ist ausführlich bei Wikipedia dargestellt (de.wikipedia.org/wiki/James_Francis_Edward_Stuart und de.wikipedia.org/wiki/Charles_Edward_Stuart). Die Schilderung bei Lang ist offenbar korrekt.

S. 26 *Villa Borghese* – eine große Parkanlage in Rom, die aus dem Landgut der adligen Familie Borghese hervorging. Das „Casino“, die eigentliche Villa, war die Sommerresidenz der Familie. (de.wikipedia.org/wiki/Villa_Borghese (Rom)).

Beatrice Esmond – eine Gestalt in William M. Thackerays Roman „Die Geschichte des Henry Esmond“ (1852) (de.wikipedia.org/wiki/William_Makepeace_Thackeray).

S. 30 *Claymore* – schottisches Breitschwert (J.K.).

„*Hullo! ...*“ – Da der König ausdrücklich auf Englisch und Französisch ruft, muß es hier genauso wiedergegeben werden. Auf Deutsch heißt es: „Hallo! Was ist hier los? Zu mir, meine Wachen!“ (J.K.).

Lord Lovat – Simon Fraser, 11. Lord Lovat (ca.1667-1747), war ein schottischer Clanführer des 18. Jahrhunderts. Wegen seiner Rolle im Jakobitenaufstand (angeführt von Prinz Charles Stuart) wurde er auf dem Towerhill in London geköpft (wikiwand.com/de/Simon_Fraser_11._Lord_Lovat).

Cairngorm – die Cairngorms sind eine Berggruppe, benannt nach dem Gipfel Cairn Gorm im Nordosten Schottlands (de.wikipedia.org/wiki/Cairngorms).

Frazerwappen – Wappen des Clans Fraser (de.wikipedia.org/wiki/Clan_Fraser_of_Lovat).



S. 31 *John Sobieski* – Johann III. Sobieski (1629-1696) war seit 1674 gewählter König von Polen-Litauen (de.wikipedia.org/wiki/Johann_III._Sobieski). Über seine Rubinen habe ich nichts gefunden (J.K.).

S. 34 *Sir Kenelm Digby* – war ein englischer Höfling, Abenteurer, Diplomat und Naturphilosoph (1603-1665) (de.wikipedia.org/wiki/Kenelm_Digby).

Lady of Braxholme – Janet Beaton, Lady of Braxholme and Buccleugh war eine schottische Aristokratin, Mätresse eines Grafen und fünfmal verheiratet (1519-1569) (en.wikipedia.org/wiki/Janet_Beaton).

S. 35 „*un, deux ...*“ – franz. „eins, zwei, abrechnen, zurückweichen, schnell; Parierstellung!“ (J.K.).

S. 36 *König der Goldenen Minen, Prinzessin Frutella* – nicht ermittelt, wohl Langs Erfindung (J.K.).

Dandie Dinmont Terrier – ein bis zu 25 cm Schulterhöhe und 10 kg schwerer Hund mit pfeffer- oder senffarbenem Fell. Er wurde für die Otter-, Dach- und Kaninchenjagd gezüchtet (de.wikipedia.org/wiki/Dandie_Dinmont_Terrier).



S. 38 *Jaunia* – von franz. *jaune* = gelb und engl. *jaundice* = Gelbsucht (J.K.).

S. 40 *lache* – franz. Feigling (J.K.).

S. 50 *Mount Roraima* – ein 2810 Meter hoher Berg im Dreiländereck zwischen Venezuela, Brasilien und Guyana. Er ist Namensgeber des brasilianischen Bundesstaats Roraima (de.wikipedia.org/wiki/Roraima-Tepui).

S. 51 *Fliegendes Pferd, Astolfo, Orlando, Ariosto* – Ludovico Ariosto (1474-1533) war ein italienischer Humanist, Militär, Höfling und Autor. Sein Hauptwerk ist *Orlando furioso* (*Der rasende Roland*). Orlando verliert wegen seiner Liebe zu der chinesischen Prinzessin Angelika den Verstand und der britische Prinz (*nicht* italienische Ritter) Astolfo fliegt auf seinem Hippogryphen zum Mond, wohin alle auf der Erde verlorengegangenen Sachen gelangen, findet dort Orlandos Verstand in einer Flasche und bringt ihn zurück. Ein Hippogryph ist ein Mischwesen aus Pferd und Greif, der selbst ein Mischwesen aus Tierkörpern ist. Astolfos Hippogryph hatte sicher Flügel, während Prigios Fliegendes Pferd nach der Illustration Brownes ohne Flügel fliegt (de.wikipedia.org/wiki/Ludovico_Ariosto mit Links zu *Orlando furioso* und *Hippogryph*; J.K.).

S. 52 *Dichter* – Lang meint Lewis Carroll; die zitierte Zeile stammt aus dem zweiten „Alice“-Buch „Through the Looking-Glass and What Alice Found There“ und dort aus dem Abschiedslied des Weißen Ritters für Alice, wo es heißt „... or madly squeeze a right hand foot into a left hand shoe“. Ich habe natürlich meine Fassung des Liedes verwendet, der leider “madly“ („wie verrückt“ oder „wie wild“) dem Versmaß zum Opfer fallen mußte. Somit bin ich der Dichter dieser Stelle (J.K.).

- S. 54 *Sir Walter Raleigh* – ein englischer Seefahrer, Entdecker, Soldat, Spion, Dichter und Schriftsteller sowie Staatsmann während der Regierungszeit Elizabeths I. (1552/54-1618) (de.wikipedia.org/wiki/Walter_Raleigh).
- S. 56 *huaca* – in der alten Inka-Sprache ein heiliges Objekt (z.B. Stein, Baum oder hier die Säule) (aria, die KI des Browsers Opera).
Cuntur – die Andenkondore (aria).
- S. 60 „*Solch König...*“ – die Anführungszeichen deuten auf ein Zitat hin, aber es ist nicht zu finden. Die KI aria hat zwei falsche Auskünfte gegeben und Google überhaupt keine, es weiß nicht einmal, daß die Zeile bei „Prince Ricardo“ vorkommt. Ich habe deshalb das Original „No need such kings should ever die!“ recht frei übersetzt (J.K.).

<https://joergkarau-texte.de>